

**Richard F. Wetzell**

**Rosa von Praunheim, Martin Dannecker und das Verhältnis der westdeutschen Schwulenbewegung zur homosexuellen Subkultur, 1971–1986**

***Von Nicht der Homosexuelle ist pervers ...*  
zum Streit in der Aids-Krise**

---

Übersicht

Richard Wetzells Aufsatz nimmt den öffentlichen Streit (1984–1986) zwischen dem Filmemacher Rosa von Praunheim und dem Sexualwissenschaftler Martin Dannecker darüber, wie westdeutsche homosexuelle Männer auf Aids reagieren sollten, zum Ausgangspunkt, um die Einstellung der beiden ehemaligen schwulenpolitischen Weggefährten – und darüber hinaus der westdeutschen Schwulenbewegung – zur schwulen „Subkultur“ zu untersuchen.

Der 1971 von Praunheim in Zusammenarbeit mit Dannecker produzierte Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* artikulierte eine Kritik der schwulen Subkultur, die einen starken Einfluss auf die Schwulenbewegung der 1970er Jahre ausübte. Diese Subkulturkritik beinhaltete sowohl die politische Kritik, dass die Subkultur der politischen Emanzipation der Schwulen im Wege stehe, als auch die sexuellemanzipatorische Kritik, dass die „promisken“ Verkehrsformen der Subkultur die Entfaltung einer genuin „befreiten“ Sexualität verhinderten.

Der Aufsatz argumentiert, dass diese Subkulturkritik ein integraler Bestandteil des Verständnisses der Bewegung von schwuler politischer und sexueller Befreiung war. Wie die Expansion der kommerziellen Subkultur zeigte, blieb diese Kritik jedoch letztlich erfolglos und traf auf zunehmenden Widerstand. Während Praunheim die Aids-Epidemie als Chance begriff, seiner Subkulturkritik der 1970er Jahre neue Dringlichkeit zu verleihen, schätzte Dannecker die Tendenz zu repressiver Sexualmoral, wenn nicht sogar staatlicher Repression, in der Aids-Krise als so bedrohlich ein, dass er es für verfehlt hielt, die Subkulturkritik der 1970er Jahre fortzusetzen.

---

1984/85 gerieten der Filmemacher Rosa von Praunheim und der Sexualwissenschaftler Martin Dannecker in einen öffentlichen Streit darüber, wie westdeutsche homosexuelle Männer auf die Bedrohung durch Aids reagie-

ren sollten.<sup>1</sup> Praunheim forderte schwule Männer angesichts dieser Bedrohung auf, ihr Sexualverhalten zu ändern und insbesondere „promiske“<sup>2</sup> Sexualität drastisch einzuschränken; Dannecker warf Praunheim daraufhin vor, den Schwulen eine „konservative Sexualmoral“ vorschreiben zu wollen. Der Streit fand viel Aufmerksamkeit, weil Praunheim und Dannecker bekannte Figuren in der westdeutschen Öffentlichkeit waren. Praunheim hatte mit seinem Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* (1971) die „Initialzündung“<sup>3</sup> für die westdeutsche Schwulenbewegung der 1970er Jahre geliefert, sich im Laufe desselben Jahrzehnts als prominenter Filmmacher etabliert und fungierte in der medialen Öffentlichkeit oft als Repräsentant der schwulen „Community.“<sup>4</sup> Martin Dannecker hatte sich 1974 als Ko-Autor der ersten

<sup>1</sup> Für wertvolle Kommentare zu diesem Aufsatz möchte ich mich bei Kevin Breu, Jan Feddersen, Rüdiger Lautmann, Carsten Wagner und den Kollegen in der „Schreibwerkstatt“ des Deutschen Historischen Instituts Washington bedanken. Für außergewöhnliche Hilfe bei der Beschaffung von Quellen und Literatur danke ich: Anna Maria Boss und Miriam Ristau, DHI Washington; Peter Rehberg und Ralf Hupke, Schwules Museum, Berlin; Barbara Wackernagel-Jacobs, Saarbrücken; Friedrich-H. Schregel, Centrum Schwule Geschichte, Köln; Roland Müller-Flashar, Prinz Eisenherz Buchladen, Berlin. Für sorgfältiges Korrekturlesen und die Anpassung der bibliografischen Angaben an die Vorgaben der Zeitschrift danke ich Alexandra Hamann, DHI Washington.

<sup>2</sup> Der Begriff „Promiskuität“ bezeichnet die Praxis nicht an langfristigen Bindungen orientierter sexueller Kontakte mit verschiedenen, häufig wechselnden PartnerInnen. In schwulenpolitischen Diskussionen wird er oftmals mit Bezug auf anonyme Kontakte innerhalb der schwulen Subkultur verwendet. Ohne die moralischen Konnotationen des Begriffs zu teilen, verwende ich ihn als Quellenbegriff, der in den zeitgenössischen Texten einen zentralen Referenzrahmen für die von mir analysierte Diskussion um das Verhältnis von Schwulenbewegung und Subkultur bildet.

<sup>3</sup> Henze, Patrick: *Schwule Emanzipation und ihre Konflikte. Zur westdeutschen Schwulenbewegung der 1970er Jahre*, Berlin: Querverlag 2019, S. 152.

<sup>4</sup> Rosa von Praunheim, geb. Holger Mischwitzky (\*1942), Studium an der Hochschule der Künste in Westberlin; über 150 Kurz- und Langfilme, u. a. *Armee der Liebenden oder Aufstand der Perversen* (1979, Dokumentarfilm zur US-Schwulenbewegung), *Ein Virus kennt keine Moral* (1985), *AIDS-Trilogie* (1989/90). Zu Praunheim siehe: Jacobsen, Wolfgang (Hg.): *Rosa von Praunheim*, München: C. Hanser 1984 (Reihe Film, Bd. 30). Praunheim, Rosa von: *50 Jahre pervers. Die sentimentalen Memoiren des Rosa von Praunheim*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 1993. Praunheim, Rosa von: *Rosas Rache. Filme und Tagebücher seit 1960*, Berlin: Martin Schmitz Verlag 2009.

empirischen Studie zu männlichen Homosexuellen in der Bundesrepublik<sup>5</sup> einen Namen als Sexualwissenschaftler gemacht<sup>6</sup> und wurde schnell zu einem führenden wissenschaftlichen Experten für männliche Homosexualität.<sup>7</sup> Die besondere Brisanz des Streites lag darin, dass Praunheim und Dannecker in der Gründungsphase der Schwulenbewegung enge Weggefährten gewesen waren. Denn Dannecker hatte an Praunheims Film maßgeblich mitgearbeitet und in den öffentlichen Diskussionen, die die Filmaufführungen begleiteten und zur Gründung vieler Schwulengruppen führten, gemeinsam mit Praunheim eine wichtige Rolle gespielt.

Der vorliegende Aufsatz nimmt den öffentlichen Streit zwischen Praunheim und Dannecker ab 1984 zum Ausgangspunkt, um Praunheims und Danneckers Kritik an der schwulen Subkultur und, darüber hinaus, das Verhältnis der Schwulenbewegung der 1970er und frühen 1980er Jahre zu dieser zu untersuchen. Ich übernehme den Begriff der „Subkultur“ aus den Quellen als Sammelbegriff für sexuelle Begegnungen in einschlägigen Bars, Kneipen, Saunen, öffentlichen Toiletten und Parks.<sup>8</sup> Praunheim und

---

<sup>5</sup> Dannecker, Martin / Reiche, Reimut: *Der gewöhnliche Homosexuelle. Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik*, Frankfurt a. M.: S. Fischer 1974.

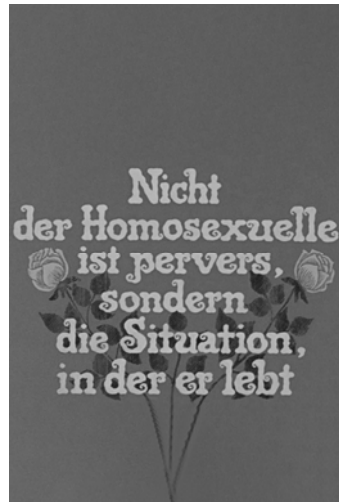
<sup>6</sup> Martin Dannecker (\*1942), zunächst Industriekaufmann, Schauspieler; Studium der Philosophie, Soziologie und Psychologie in Frankfurt; Promotion an der Universität Bremen 1977 mit der Arbeit *Der Homosexuelle und die Homosexualität*; 1977–2005 wissenschaftlicher Mitarbeiter, später Professor am Institut für Sexualwissenschaft der Universität Frankfurt; Herausgeber der *Zeitschrift für Sexualforschung*; Vorstand, zeitweise Vorsitz, der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung. Zu Dannecker siehe Feddersen, Jan: „Es gibt kein queeres Begehren“: Jan Feddersen im Gespräch mit dem Sexualwissenschaftler Martin Dannecker, in: *Jahrbuch Sexualitäten* 3 (2018), S. 175–200. Reichert, Martin: *Die Kapsel. Aids in der Bundesrepublik*, Berlin: Suhrkamp 2018, S. 106–118. Dannecker, Martin: *Fortwährende Eingriffe. Aufsätze, Vorträge und Reden zu HIV und AIDS aus vier Jahrzehnten*, Hamburg: Männerschwarm Verlag 2019.

<sup>7</sup> Während historische Studien heute meist den Begriff „Homosexualitäten“ verwenden, benutzte Dannecker den Begriff „Homosexualität“ im Singular.

<sup>8</sup> Eine hervorragende zeitgenössische soziologische Analyse findet sich in Dannecker/Reiche 1974, S. 67–144. Für Reflexionen zu „Subkultur“ versus „Szene“ als analytische Begriffe für die historische Arbeit siehe Whisnant, Clayton J.: *Male Homosexuality in West Germany. Between Persecution and Freedom, 1945–69*, Houndmills/Basingstoke: Palgrave Macmillan 2012, S. 4–7. Griffiths, Craig: *The Ambivalence of Gay Liberation. Male Homosexual Politics in 1970s West Germany*, New York: Oxford University Press 2021, S. 50–51.

Dannecker artikulierten in dem „Schwulenfilm“ von 1971 eine Kritik an der homosexuellen Subkultur, die in der Folge außerordentlich großen Einfluss auf die sogenannte „zweite deutsche Schwulenzbewegung“ (manchmal auch als „dritte“ bezeichnet)<sup>9</sup> ausübte. Umso überraschender war es, dass die beiden Mitte der 1980er Jahre zu völlig unterschiedlichen Einschätzungen der Rolle dieser Subkultur in der Aids-Krise gelangten. Mit diesem Fokus auf die Kritik der Subkultur geht der Aufsatz einer von Michael Holy 1989 formulierten These nach, dass sich der „Konflikt zwischen dem Ausleben der Homosexualität in einer kommerzialisierten Subkultur und einer kritisch reflektierten sexuellen Befreiung [...] wie ein roter Faden [...] durch die Geschichte der deutschen Schwulenzbewegung“ gezogen habe.<sup>10</sup> Das Verhältnis zur schwulen Subkultur war in der Tat ein zentrales, fast unumgängliches Thema schwulenpolitischer Auseinandersetzungen der 1970er Jahre. Denn die Debatten darüber, was genau man sich unter der politischen, sozialen und sexuellen Emanzipation schwuler Männer vorzustellen habe, waren auch immer eng mit der Frage der Einstellung zur Subkultur und der sie in wichtigen Teilen charakterisierenden Promiskuität verbunden.

Dieser Aufsatz möchte außerdem ein Paradoxon erklären, das Sebastian Haunss als „Treppenwitz der Schwulenzbewegung“ bezeichnet hat: dass es nämlich „Mitte der 1980er Jahre [zu Beginn der Aids-Krise] gerade die Bewegungsaktivisten waren, die am stärksten an der Möglichkeit einer



Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt. *Filmplakat 1971*

<sup>9</sup> In der Literatur finden sich beide Bezeichnungen, je nachdem, ob nur die Homosexuellenbewegung des Kaiserreichs und der Weimarer Republik oder auch die Homophilenbewegung von ca. 1945–1969 (die dann als „zweite“ Schwulenzbewegung gezählt wird) berücksichtigt wird.

<sup>10</sup> Holy, Michael: Lange hieß es, Homosexualität sei gegen die Ordnung. Die westdeutsche Schwulenzbewegung (1969–1980), in: Herzer, Manfred (Hg.): 100 Jahre Schwulenzbewegung. Dokumentation einer Vortragsreihe in der Akademie der Künste, Berlin: Verlag rosa Winkel 1998, S. 83–109, S. 95.

uneingeschränkten, promiskuen Sexualität als Ausdruck schwulen Selbstverständnisses festhielten, wo doch in den 1970er Jahren die scharfe Kritik an der nur auf anonyme Sexkontakte ausgerichteten schwulen Subkultur ein zentraler Gründungsimpuls der zweiten Schwulenbewegung war.<sup>11</sup> Um dieses Paradoxon zu erklären – und teilweise auch zu korrigieren –, müssen einerseits die Einstellung der Schwulenbewegung der 1970er Jahre zur Subkultur und andererseits die Debatten der Schwulenbewegung in der Frühphase der Aids-Krise näher analysiert werden. Die hier folgende Fallstudie zu Praunheim und Dannecker soll einen ersten Beitrag in dieser Richtung leisten. Sie eignet sich besonders zur Erhellung des von Haunss identifizierten Paradoxons, weil Praunheim und Dannecker zentrale Protagonisten sowohl in der Genese einer dezidierten Kritik der schwulen Subkultur Anfang der 1970er als auch in der Debatte Mitte der 1980er Jahre waren, ob sich das Sexualverhalten in der schwulen Subkultur angesichts der Aids-Krise radikal ändern müsse oder nicht.

Neue Studien zur Geschichte der deutschen Schwulenbewegung der 1970er Jahre haben wichtige Erkenntnisse zum Verhältnis der Bewegung zur Subkultur geliefert.<sup>12</sup> Patrick Henzes Monografie (2019) vermittelt nicht nur ein lebendiges Bild der vielen Debatten innerhalb der Schwulenbewegung der 1970er Jahre, sondern auch eine differenzierte Analyse der zentralen Konflikte der Bewegung, unter anderem zwischen Theoriearbeit und Selbsterfahrung sowie zwischen „Lustfraktion“ und linker Politik. Auch wenn das Verhältnis der Bewegung zur schwulen Subkultur nicht der Fokus seiner Untersuchung ist, zeigt Henze, dass es in vielen dieser Konflikte auch um das Verhältnis zur schwulen Subkultur ging. Denn während „der heterosexuellen Linken der Vorsatz der Promiskuität häufig

---

<sup>11</sup> Haunss, Sebastian: Von der sexuellen Befreiung zur Normalität. Das Ende der zweiten deutschen Schwulenbewegung, in: Pretzel, Andreas / Weiß, Volker (Hg.): Rosa Radikale. Die Schwulenbewegung der 1970er Jahre, Hamburg: Männerschwarm Verlag 2012, S. 199-214, S. 209. Siehe auch Haunss, Sebastian: Identität in Bewegung. Prozesse kollektiver Identität bei den Autonomen und in der Schwulenbewegung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2004, S. 234.

<sup>12</sup> Unter diesen Studien nehmen Henze 2019 und Griffiths 2021 das Verhältnis der Schwulenbewegung zur Subkultur am ausführlichsten in den Blick; siehe auch Gammerl, Benno: anders fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. eine Emotionsgeschichte, München: C. Hanser 2021; Huneke, Samuel Clowes: States of Liberation. Gay Men between Dictatorship and Democracy in Cold War Germany, Toronto: University of Toronto Press 2022.

als progressiv“ galt, „problematisierte die Schwulenbewegung früh den ihrer Analyse zufolge zwanghaften Charakter promisker Verkehrsformen“. Henzes Darstellung der schwulenpolitischen Debatten und Konflikte lässt insbesondere erkennen, dass „die doppelte Kritik an der heterosexuellen Sexualmoral und an der neurotischen schwulen Sexualität zu unterschiedlichen politischen und aktivistischen Schlussfolgerungen“ führen konnte.<sup>13</sup> Craig Griffiths’ 2021 erschienene Studie zu den „male homosexual politics“ der 1970er Jahre hinterfragt das Narrativ der schwulen Befreiung, indem er den Akzent auf die „Ambivalenz“ von „gay liberation“ legt.<sup>14</sup> Hinsichtlich des Themas Subkultur stellt er die These auf, dass die in Praunheims „Schwulenfilm“ von 1971 und den Schwulengruppen der 1970er Jahre geübte Subkulturkritik ein bisher übersehenes Element der Kontinuität mit den Homophilenverbänden darstelle. Insbesondere die Kritik des Praunheim-Films an anonymer Sexualität im Park und auf öffentlichen Toiletten zeige, so Griffiths, eine Betonung von „Respektabilität“ sowie eine durch „schwule Scham“ geprägte Grundstimmung, die in einer Kontinuitätslinie mit den homophilen Organisationen der 1950er und 1960er Jahre liege.<sup>15</sup>

Der vorliegende Aufsatz nimmt gegenüber dieser These eine kritische Haltung ein. Auch wenn die Subkulturkritik des Praunheim-Films und der Schwulenbewegung der 1970er Jahre sicherlich Elemente einer moralisierenden Haltung enthielt, soll hier gezeigt werden, dass sich diese Kritik grundlegend von der Einstellung der Homophilenverbände zur Subkultur unterschied. Während die Vertreter<sup>16</sup> der homophilen Organisationen der 1950er und 1960er Jahre die in der Subkultur hervortretende Promiskuität schamhaft ignorierten, minimierten oder verurteilten, ging es Praunheim und Dannecker keineswegs um eine moralische Verurteilung der Subkultur und ihrer sexuellen Umgangsformen. Stattdessen hoffe ich zeigen zu können, dass Praunheim und Dannecker – und in der Folge große Teile der Schwulenbewegung – die Subkultur nicht aus moralischen Gründen,

---

<sup>13</sup> Henze 2019, S. 256.

<sup>14</sup> Griffiths 2021, S. 9.

<sup>15</sup> Griffiths 2021, S. 70: „emphasis on respectability and a tone informed by gay shame“.

<sup>16</sup> Da sich meine Untersuchung im Wesentlichen auf historische Akteure bezieht, die sich als schwule Männer definierten, verwende ich in der Regel das generische Maskulinum. Sofern auch andere geschlechtliche Positionierungen gemeint sind, sind diese an entsprechender Stelle durch das Binnen-I gekennzeichnet.

sondern aufgrund ganz anderer Überlegungen kritisierten, die mit ihren Vorstellungen von der politischen und sexuellen Emanzipation schwuler Männer zusammenhingen. Für Praunheim und Dannecker bedeutete die „sexuelle Befreiung“ schwuler Männer nämlich nicht nur die Befreiung von strafrechtlichen Verboten oder sozialer Ächtung, sondern auch die Befreiung von den sexuellen Umgangsformen der Subkultur der „Klappen“ (öffentliche Toiletten, in denen sexuelle Kontakte stattfanden) und Parks, die beide als ein Resultat der gesellschaftlichen Unterdrückung interpretierten. In dieser Hinsicht soll dieser Aufsatz auch einen Beitrag zu einer für das historische Verständnis der Schwulenbewegung zentralen Frage leisten: Welche Vorstellungen von der politischen und sexuellen „Befreiung“ schwuler Männer hatten die Aktivisten der bundesdeutschen Schwulenbewegung der 1970er Jahre und wie wandelten sich diese Vorstellungen – nicht zuletzt unter dem Eindruck der Aids-Epidemie der 1980er Jahre?

Die hier unternommene Analyse der Einstellungen von Praunheim und Dannecker zur schwulen Subkultur von den frühen 1970er bis zur Mitte der 1980er Jahre ist auch deshalb von Interesse, weil sie eine gute Fallstudie dazu bietet, wie unterschiedlich zwei Aktivisten der ersten Stunde circa 15 Jahre später die Geschichte dieser Bewegung interpretierten und wie unterschiedlich sie auf die Aids-Krise reagierten. Sie beleuchtet deshalb auch noch einen anderen Aspekt, nämlich die Frage, inwieweit Narrative über die sexuelle Kultur schwuler Männer in den 1970er Jahren während der Aids-Krise entstanden sind oder durch sie geprägt wurden.<sup>17</sup> Nicht zuletzt ist der Praunheim-Dannecker-Streit von Relevanz für eine Debatte, die viele Minderheiten umtreibt: die Frage, inwieweit öffentliche Selbstkritik geduldet wird, auch auf die Gefahr hin, dass sie gängigen Vorurteilen gegen die Minderheit Vorschub leistet.

Nach einem einleitenden Teil über den Beginn des Praunheim-Dannecker-Streits 1984/85 zeichne ich in diesem Aufsatz zunächst die von Praunheim und Dannecker gemeinsam erarbeitete schwulenpolitische Agenda des Films von 1971 nach. Daran anschließend rekonstruiere ich die Einstellungen der Schwulengruppen der 1970er Jahre zur homosexuellen Subkultur und untersuche in einem weiteren Schritt die Aussagen zu schwuler Subkultur in Danneckers sexualwissenschaftlichen Studien der

---

<sup>17</sup> Siehe Castiglia, Christopher / Reed, Christopher: *If Memory Serves. Gay Men, AIDS, and the Promise of the Queer Past*, Minneapolis: University of Minnesota Press 2012.

1970er Jahre. Im letzten Teil des Aufsatzes analysiere ich das Anfang 1986 veröffentlichte Streitgespräch zwischen Praunheim und Dannecker zum Thema Aids.

### **Praunheims *Spiegel*-Artikel und Danneckers Replik (1984/85)**

Den Auftakt zum Praunheim-Dannecker-Streit bildeten Rosa von Praunheims „Thesen zum Thema Aids“, die er Ende November 1984 im Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* unter dem Titel „Gibt es Sex nach dem Tode?“ veröffentlichte.<sup>18</sup> Schon der Publikationsort war provokant, denn der *Spiegel* publizierte seit Mitte 1983 Reportagen, die Aids als „Homosexuellen-Seuche“ bezeichneten und die „Homosexuellen-Szene“ pauschal dafür kritisierten, weiterhin promiskues Sexualverhalten zu praktizieren.<sup>19</sup> Der reißerische Ton und die Schwulenfeindlichkeit der Berichterstattung des *Spiegel* wurden in den schwulen Medien scharf kritisiert.<sup>20</sup> Dennoch entschied sich Praunheim, der wahrscheinlich vom *Spiegel*-Redakteur Hans Halter angesprochen worden war, im besagten Nachrichtenmagazin einen sehr persönlich gehaltenen Beitrag über Aids zu veröffentlichen.

Praunheim, der sich seit Anfang der 1970er Jahre immer wieder für längere Zeit in den USA aufgehalten hatte, hatte in New York den Ausbruch der Aids-Epidemie hautnah miterlebt.<sup>21</sup> In seinem zweiseitigen Artikel beschrieb er Aids als akute Gefahr und gestand seine eigene Angst ein. Den Schwulen im Allgemeinen und der schwulen Presse im Besonderen

---

<sup>18</sup> Praunheim, Rosa von: Gibt es Sex nach dem Tode? Thesen zum Thema Aids, in: *Der Spiegel*, Nr. 48, 26.11.1984, S. 228-229, online auf: <https://www.spiegel.de/wissenschaft/gibt-es-sex-nach-dem-tode-a-a5b2128c-0002-0001-0000-000013513213>, letzter Zugriff: 23.11.2021.

<sup>19</sup> Siehe z. B.: Aids: „Die Bombe ist gelegt“ [o. V.], in: *Der Spiegel*, Nr. 45, 4.11.1984, S. 100-114.

<sup>20</sup> Zur Berichterstattung des *Spiegel* und der Kritik: Jones, James W.: Discourses on and of AIDS in West Germany, 1986–90, in: *Journal of the History of Sexuality* 2 (1992), Heft 3, S. 439-468. Hinz, Stefan: „Homosexualität“ und „AIDS“ in der Öffentlichkeit. Eine qualitative Inhaltsanalyse des Nachrichtenmagazins „Der Spiegel“, Diss. phil. Frankfurt a. M. 1989. Tümmers, Henning: AIDS. Autopsie einer Bedrohung im geteilten Deutschland, Göttingen: Wallstein 2017, S. 58-60. Haus, Sebastian: Risky Sex – Risky Language. HIV/AIDS and the West German Gay Scene in the 1980s, in: *Historical Social Research / Historische Sozialforschung* 41 (2016), Heft 1, S. 111-134.

<sup>21</sup> Zu Praunheims Amerika-Erfahrungen siehe: Praunheim, Rosa von: *Armee der Liebenden oder Aufstand der Perversen*, ausgewählt u. hg. v. Toni Wiedemann u. Otto Frick, München: Trikont 1979.



warf er vor, dass sie lediglich die Berichterstattung der nationalen Presse kritisierten, anstatt darüber nachzudenken, wie sie selbst auf die Aids-Krise reagieren sollten.<sup>22</sup> Ausgehend von eigenen Erlebnissen rief Praunheim schwule Männer dazu auf, die Bedrohung durch Aids zum Anlass zu nehmen, kritisch über das in der Subkultur verbreitete Sexualverhalten nachzudenken: „Männer allgemein sind dazu erzogen worden, Sex als aggressiven Akt zu sehen. Schwule Männer haben das übernommen und sich ein promiskuitäres Verhalten angewöhnt. Im Angesicht von Aids kann das tödlich sein.“ Dabei war es entwaffnend, wie offen Praunheim seine eigene Promiskuität beschrieb: „Ich ging oft am Nachmittag mal ein Stündchen in die Sauna, [...] sehnte mich nach einer Beziehung“. Seinen Film von 1971 erwähnend, zeigte sich Praunheim enttäuscht über die Entwicklung der schwulen Szene: „In den siebziger Jahren glaubten wir endlich an ein neues Selbstbewußtsein, einige gingen auf die Straße, kämpften für viele, die dann ihre Freiheit in Discos, Orgienbars und kommerziellem Sex austobten. [...] Was hat uns diese Scheinfreiheit gebracht? [...] Die deutschen Schwulen brauchten nicht mehr nach Amsterdam zu fahren, sie hatten die prächtigsten Sexpaläste vor ihrer Haustür, ein Getto, das an alle Lüste dachte, nur nicht an Liebe, Zuneigung und menschliche Wärme [...].“<sup>23</sup> Vor dem Hintergrund der Expansion der kommerziellen Subkultur bettete Praunheim die noch junge Geschichte der bundesdeutschen Schwulenbewegung somit in ein Narrativ des Scheiterns ein.

Als Reaktion auf die Aids-Krise erhob Praunheim zwei Forderungen an schwule Männer. Erstens müssten sie sich organisieren: „Wenn wir nicht wollen, daß der Staat uns wieder einmal vorschreibt, wie wir zu leben und zu bumsen haben, dann müssen wir Schwule selber etwas tun. Wir müssen öffentlich werden, initiativ, konstruktiv, d. h. Gruppen gründen, Aktionen veranstalten, um aufzuklären [...].“ Zweitens betonte Praunheim die Notwendigkeit, dass die Bewegung aktiv Änderungen sexueller Normen in der kommerziellen Subkultur anstoße: „Wir müssen unser Verhalten ändern: Erst reden – dann ficken.“<sup>24</sup> Und mit „reden“ meinte er mehr als Smalltalk: „Warum viele von uns Sex nur als Konsum sehen, warum wir uns oft nur als Objekte betrachten und warum es schwer für uns ist, aus der Anonymität herauszutreten, das sind Fragen, die wir untereinander klären müssen, und dazu reichen unverbindliche Kneipengespräche nicht. Auch wenn das

---

<sup>22</sup> Praunheim 1984.

<sup>23</sup> Praunheim 1984.

<sup>24</sup> Praunheim 1984.

moralisch klingt, ich habe nichts gegen Moral, wenn sie uns hilft zu überleben.“<sup>25</sup>

Um die öffentliche Debatte weiter anzutreiben, gründete Praunheim 1985 eine eigene Aktionsgruppe mit HIV-Positiven in Berlin, deren größte Aktion in der Ausrichtung einer Aids-Benefizgala im West-Berliner Tempodrom bestand.<sup>26</sup> Später engagierte er sich kurzzeitig für die AIDS Coalition to Unleash Power (ACT UP) in Berlin, die 1989 nach dem Vorbild der gleichnamigen im März 1987 gegründeten Protestgruppe in New York City ins Leben gerufen wurde.<sup>27</sup>

Praunheim wurde für seinen *Spiegel*-Artikel in der schwulen Community heftig kritisiert. Die prominenteste Kritik war ein „offener Brief“ von Martin Dannecker, der einen Monat später, im Januar 1985, unter dem ironischen Titel „Rosa wird evangelisch“ in der Zeitschrift *Konkret*, der auflagenstärksten linken Zeitschrift der Bundesrepublik, veröffentlicht wurde. Dort warf Dannecker Praunheim vor, dass er mit seinem Artikel homosexuellenfeindlichen Angriffen Vorschub leiste: „Du brandmarkst die scheinbar so lockeren Sitten *der* Homosexuellen und bezichtigst *die* Homosexuellen der Indolenz im Umgang mit Aids“,<sup>28</sup> und: „Du legst stellvertretend für die Homosexuellen ein Schuldbekennnis ab und identifizierst Dich mit Deiner Selbstbezichtigung mit den offenen und versteckten Angriffen auf sie in den vergangenen Wochen.“<sup>29</sup> Des Weiteren kritisierte er, dass Praunheim epidemiologische und moralische Kategorien vermenge: „Bei Dir wird die Promiskuität jedoch umstandslos zu einem moralisch minderwertigen Verhalten. Dadurch, daß Du aus den statistisch-epidemiologischen Kategorien ‚Risikofaktor‘ und ‚Risikogruppe‘ moralische Kategorien machst, stigmatisierst Du das gesamte Kollektiv der Homosexuellen.“<sup>30</sup> Darüber hinaus bezichtigte er Praunheim, einer konservativen Sexualmoral Vorschub zu leisten: „Dich mitten unter den Verteidigern der konservativen Sexualmoral zu finden, wird nicht nur mich überrascht haben. Wir mußten in den letzten Wochen beobachten, daß der alte

---

<sup>25</sup> Praunheim 1984.

<sup>26</sup> Praunheim 1993, S. 317. Frings, Matthias: Benefiz oder Malefiz?, in: Sieges säule, Sonderheft „AIDS“ (Dezember 1985), S. 26. Reichert 2018, S. 77-79.

<sup>27</sup> Praunheim 1993, S. 369.

<sup>28</sup> Dannecker, Martin: Rosa wird evangelisch, in: *Konkret*, Nr. 1, Januar 1985, S. 16-18. Wiederabgedruckt in: Dannecker 2019, S. 13-19, S. 14.

<sup>29</sup> Dannecker 2019, S. 15.

<sup>30</sup> Dannecker 2019, S. 17.

Haß auf Homosexuelle wieder virulent wird.<sup>31</sup> Und schließlich der ultimative, auf Praunheim gemünzte Vorwurf des Selbsthasses: „Sollte sich im Gefolge von Aids der Selbsthaß der Homosexuellen mit dem Haß auf sie verbünden, dann ist Schlimmes zu befürchten.“<sup>32</sup> Obwohl Dannecker durchaus eine kritische Haltung gegenüber der kommerziellen Subkultur teilte, sah er in Praunheims öffentlicher Kritik einen Affront gegenüber der schwulen Community, der deren politische und soziale Bedingungen nicht genügend in den Blick nahm. Gerade angesichts des zunehmend konservativen politischen Klimas unter der Regierung Helmut Kohls warf Dannecker Praunheim vor, antihomosexuell eingestellten Kräften öffentlich das Wort zu reden.

Wie war es möglich, dass die beiden für die Entstehung der zweiten deutschen Schwulenbewegung so wichtigen Weggefährten zu so unterschiedlichen Einschätzungen der „richtigen“ Reaktion auf die Aids-Krise kamen? Um diese Frage zu beantworten, ist zunächst ein Rückblick auf den Film nötig, an dem die beiden zusammen gearbeitet hatten.

### **„Raus aus den Toiletten, rein in die Straßen!“ Der Film von 1971**

Der im Juli 1971 auf der Berlinale uraufgeführte Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* war in vielerlei Hinsicht wegweisend für die bundesdeutsche Schwulenbewegung. Der Film erzählt die Geschichte eines jungen Mannes aus der Provinz, der unterschiedliche Stationen in der West-Berliner schwulen Subkultur durchläuft, ehe er sich einer schwulenpolitisch aktiven Kommune anschließt. Zwei Aspekte verdienen hervorgehoben zu werden: Der Film war inhaltlich provokant, weil er nicht nur die gesellschaftliche Repression homosexueller Männer, sondern auch deren Lebensweise ins Visier nahm; und der Film war auch formal gewagt, weil er ohne Ton gedrehte Szenen mit einem polemischen Kommentar aus dem „Off“ verband, der von Volker Eschke gesprochen wurde.<sup>33</sup> Praunheim drehte stark stilisierte Szenen: „Ich wollte keine identifikative Geschichte, sondern modellhaft verfremdete Bilder. Die Darsteller stehen steif herum und zeigen nur ihre

---

<sup>31</sup> Dannecker 2019, S. 19.

<sup>32</sup> Dannecker 2019, S. 19.

<sup>33</sup> Zum Film: Kuhlbrodt, Dietrich: *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt*. 1970, in: Jacobsen 1984, S. 113-126. Henze 2019, S. 152-184.

Eitelkeit.“<sup>34</sup> Dieser Eindruck sollte durch eine bewusst ungenaue Nachsynchronisierung zusätzlich verstärkt werden.

In seinem Buch *Sex und Karriere* (1976, Taschenbuchausgabe 1978) betonte Praunheim, wie wichtig die Zusammenarbeit mit dem gleichaltrigen Martin Dannecker – beide waren während der Arbeit am Film Ende zwanzig – war: „Wir trafen uns an einem herrlichen Frühlingstag in einem überfüllten Café in Stuttgart und fanden uns sofort sympathisch. Seiner väterlichen Geduld, Menschlichkeit und Intelligenz habe ich viel zu verdanken.“ Danneckers freudomarxistisches Theorieverständnis war in nicht unerheblichem Maße von seinen engen Bezügen zur Studierendenbewegung der 1960er Jahre geprägt. Zusammen mit seinem Kollegen Reimut Reiche am Frankfurter Institut für Sexualwissenschaft arbeitete er damals bereits an der empirischen Untersuchung, die 1974 unter dem Titel *Der gewöhnliche Homosexuelle. Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik* veröffentlicht wurde. Der aus dem „Off“ gesprochene Filmkommentar wurde auf der Basis eines schriftlichen Entwurfs von Dannecker nach dem Dreh ausgearbeitet. „Die große Schwierigkeit“, so Praunheim später, „war, den wissenschaftlichen Text in eine einfache sentimentale Form zu bringen.“<sup>35</sup>

Der Filmkommentar bleibt bis heute einer der provokantesten Texte zum schwulen Leben im 20. Jahrhundert.<sup>36</sup> In einer frühen Szene wird die Diskriminierung durch die Mehrheitsgesellschaft als zentraler Erklärungsfaktor für die Probleme der Schwulen hervorgehoben: „Da die Schwulen vom Spießier als krank und minderwertig verachtet werden, versuchen sie, noch spießiger zu werden, um ihr Schuldgefühl abzutragen mit einem Übermaß an bürgerlichen Tugenden. Ihre politische Passivität und ihr konservatives Verhalten sind der Dank dafür, daß sie nicht totgeschlagen werden. Nicht die Homosexuellen sind pervers, sondern die Situation, in der sie zu leben haben.“<sup>37</sup> Hierbei zeigt sich deutlich, dass Praunheim und Dannecker die trotz der Teilliberalisierung des Paragraphen 175 fortbestehende Selbstunterdrückung homosexueller Männer als Konsequenz ihrer sozialen Marginalisierung ansahen.

---

<sup>34</sup> Praunheim, Rosa von: *Sex und Karriere*, Hamburg: Rowohlt 1978, S. 6.

<sup>35</sup> Praunheim 1978, S. 6.

<sup>36</sup> Das vollständige Drehbuch wurde 2007 veröffentlicht: Praunheim, Rosa von: *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt*. Ein Buch von Rosa von Praunheim, Berlin: Filmverlag Praunheim 2007.

<sup>37</sup> Praunheim 2007, S. 16.

Aber der Film stellt die Schwulen nicht als passive Opfer dar, sondern unterzieht ihre Verhaltensweisen einer umfassenden Kritik. Der Kommentator zu den weiteren Szenen ist ein Rundumschlag gegen fast alle Facetten schwulen Lebens: Schwule, die wie der Protagonist Daniel am Anfang des Films versuchen, in einer monogamen Beziehung zu leben, seien auf dem falschen Weg, denn „die schwule Ehe kann nur ein lächerlicher Abklatsch sein, da fehlende gemeinsame Aufgaben ersetzt werden durch eine romantische Liebe, die fern jeder Realität ist“.<sup>38</sup> Andererseits habe „lebenslängliche Enttäuschung in der Liebe viele kalt und unmenschlich gemacht, und sie sehen den Partner nur noch als Sexualobjekt“.<sup>39</sup> In Kommentaren zu den an Orten der schwulen Subkultur spielenden Szenen – Strandbad Wannsee, Bars, Parks und öffentliche Toiletten – werden der Jugendkult, die Eitelkeit und die Promiskuität der Schwulen angeprangert: „Schwule haben sich alle sexuellen Freiheiten genommen, von denen der Spießier nur träumen kann, aber sie sind unfähig, diese Freiheiten für sich lustvoll auszunutzen. [...] sie sind dauernd geil und ziehen ein schnelles billiges Abenteuer einer vielleicht wertvolleren Freundschaft vor.“<sup>40</sup> Promiskues Sexualverhalten wird zudem in das Licht einer „Sucht“ gerückt: „Daniel hat keine anderen Interessen mehr als das Schwulsein. Schwulsein wird für ihn zu einer Art Sucht.“<sup>41</sup>

Nach dieser fulminanten Kritik an der schwulen Subkultur macht der Film in der Schlusszene Lösungsangebote. In dieser Szene, in der sechs Schwule in einer Kommune nackt auf Matratzen sitzend miteinander diskutieren, wird der Dialog – statt des Kommentars aus dem Off – von den Schauspielern gesprochen, wobei die Tonaufnahme erkennbar nachsynchronisiert ist. Im Dialog dieser Szene werden die Schwulen aufgerufen, das Leben in der Subkultur aufzugeben, um sich in ihrem täglichen Leben „zu unserem Schwulsein zu bekennen“, flüchtigen, anonymen Sex durch längere Freundschaften zu ersetzen und politisch tätig zu werden. „Es klingt moralisch und spießig, wenn wir uns gegen Toiletten und Parks wenden, aber es ist notwendig. Die Gefahr ist, daß wir zum Schluß so abgestumpft sind, daß wir alle nur noch nach dem Körper beurteilen und daß wir letzten Endes darunter selbst leiden, weil wir einsam und ohne Liebe sind.“ Auch wenn eheähnliche Beziehungen ab-

---

<sup>38</sup> Praunheim 2007, S. 23.

<sup>39</sup> Praunheim 2007, S. 27.

<sup>40</sup> Praunheim 2007, S. 38.

<sup>41</sup> Praunheim 2007, S. 39.

gelehnt werden, soll promiske Sexualität mehrjährigen Freundschaften wiehen: „Schwule sollten sich darüber klar sein, daß unter den heutigen Möglichkeiten Typen meist nicht länger als zwei oder drei Jahre zusammenbleiben. Danach wird es meistens langweilig. Wir sollten aber versuchen, [...] wenigstens öfter längere Freundschaften einzugehen, anstatt jeden Tag mit einem anderen ins Bett zu gehen.“<sup>42</sup>

Aber der Aufruf, den „Pißbudenschwulen und Parkfickern [zu] helfen, aus ihrer beschissenen Situation herauszukommen,“ soll nicht nur dazu dienen, Schwule beziehungsfähig zu machen, sondern hat auch eine politische Funktion: „Es geht nicht nur um eine Anerkennung von Seiten der Bevölkerung, sondern es geht um unser Verhalten untereinander. [...] Wir müssen uns organisieren. Wir brauchen bessere Kneipen, wir brauchen gute Ärzte und wir brauchen Schutz am Arbeitsplatz. Werdet stolz auf eure Homosexualität! Raus aus den Toiletten, rein in die Straßen! Freiheit für die Schwulen.“<sup>43</sup>

Der Film versuchte somit die eigenverantwortliche Veränderung soziosexueller Normen unter schwulen Männern mit der Schaffung neuer Kommunikationsformen außerhalb der kommerziellen Subkultur zu verbinden, die anhand des Modells der Kommune veranschaulicht wurden. Anknüpfend an das Beispiel der „Black Power“- und anderer Befreiungsbewegungen sollten schwule Männer lernen, stolz auf sich zu sein, ihre „sexuellen Freiheiten“ für sich zu nutzen und sich gleichzeitig in gemeinsamer Solidarität zu üben. Auch wenn der Film stilisiert war und der Filmkommentar bewusst provozierte, besteht wenig Zweifel, dass die in der Schlusszene artikulierten Aufrufe die Vorstellungen Praunheims und Danneckers davon reflektierten, wie die Schwulen ihre sexuelle und politische Emanzipation angehen sollten.<sup>44</sup>

### **„Der Praunheim-Film war unser ‚Stonewall Riot‘“**

Es überrascht kaum, dass der Film sowohl in der schwulen Presse als auch in Diskussionen nach den Filmvorführungen heftig dafür angegriffen wurde, dass er, anstatt sich auf die Diskriminierung der Schwulen zu konzentrieren, vor allem die schwule Subkultur ins Visier nahm. Dennoch schaffte es der Film, vielen jungen schwulen Zuschauern, vor allem aus

---

<sup>42</sup> Praunheim 2007, S. 54-55.

<sup>43</sup> Praunheim 2007, S. 56.

<sup>44</sup> Siehe: Filmkommentar des Sexualsoziologen Martin Dannecker, in: Praunheim 2007, S. 59-61.

der Studentenschaft, den entscheidenden Impuls für die Gründung von schwulen Gruppen zu geben und damit die „zweite“ deutsche Schwulenzugung ins Leben zu rufen. Nach der Uraufführung auf der Berlinale im Juli 1971 wurde der Film im August in einer legendären Filmvorstellung mit anschließender Diskussion im Kino „Arsenal“ gezeigt und kam dann auch in vielen anderen deutschen Städten in die Kinos. Die Vorführungen waren stets von Publikumsdiskussionen mit Praunheim und Dannecker begleitet. Die Wirkung des Films war bemerkenswert. In Berlin führte die Bildung einer „Filmgruppe“ direkt nach der Vorstellung im „Arsenal“ zur Gründung der Homosexuellen Aktion Westberlin (HAW), und auch in anderen Städten bildeten sich über 50 neue Schwulengruppen, deren Zahl sprunghaft von 13 im Jahre 1970 auf 74 im Jahre 1973 anstieg.<sup>45</sup>

„[D]er Praunheim-Film war unser ‚Stonewall Riot‘“, konstatierte Michael Holy, dem zufolge der Film „als kollektives Anfangserlebnis“ die Denkweisen der Schwulenzugung der 1970er Jahre strukturierte.<sup>46</sup> Die starke Betonung der Film-Aufführung als Gründungsereignis der bundesdeutschen Bewegung lag nicht zuletzt darin begründet, dass die Ereignisse um das Stonewall Inn 1969 in New York City in Deutschland erst durch Praunheims Dokumentarfilm *Armee der Liebenden oder Aufstand der Perversen* von 1979 einem breiteren Publikum bekannt wurden.<sup>47</sup> Wie Holy einräumt, gab es auch gravierende Unterschiede zwischen den beiden Ereignissen. Während das *Stonewall uprising* einen Akt des kollektiven Widerstandes gegen polizeiliche Repression in einer gesellschaftlichen Situation darstellte, in der Homosexualität in vielen US-Staaten noch ein kriminelles Delikt war, fiel die Produktion und Rezeption des Praunheim-Films in der Bundesrepublik in die Zeit *nach* der Liberalisierung des Paragraphen 175. Im Frühjahr 1969 hatte der Bundestag die Reform des Paragraphen 175 beschlossen, der bis dahin – in seiner von den Nationalsozialis-

---

<sup>45</sup> Zur Rezeption des Films: Henze 2019, S. 169-178. Kühnlenz, Sophie: „Aufstand der Perversen“. Zur Rezeption von Rosa von Praunheims *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* in Medienberichten der Bundesrepublik Deutschland, in: Invertito. Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten 16 (2014), S. 125-152.

<sup>46</sup> Holy 1998, S. 92.

<sup>47</sup> Zur Stonewall-Rezeption in Deutschland: Tietz, Lüder: CSD-Paraden heute: Kristallisation oder Ausverkauf schwuler Emanzipation, in: Tietz, Lüder (Hg.): Emanzipation und Partizipation. Grundkurs Homosexualität und Gesellschaft III, Göttingen: Edition Waldschlösschen 2004 (Edition Waldschlösschen Materialien, H. 10), S. 91-134.

ten verschärften Form – homosexuelle Handlungen unter Männern unter Strafe gestellt hatte. Die Gesetzesänderung, die am 1. September 1969 in Kraft trat, entkriminalisierte homosexuelle Handlungen zwischen Männern über 21 Jahren, setzte die rechtliche Diskriminierung allerdings durch das erheblich höhere Schutzalter für Männer fort.<sup>48</sup>

Obwohl die gesellschaftliche Diskriminierung von Schwulen und Lesben trotz der gesetzlichen Teilliberalisierung weiter andauerte, hatte die Gesetzesänderung dennoch schnell soziale und kulturelle Auswirkungen insbesondere auf das Leben homosexueller Männer. Die kommerzielle Subkultur von schwulen Bars und Kneipen in größeren Städten expandierte, und es entstand wieder eine schwule Presse. Nachdem das Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften von 1953 sämtlichen schwulen Publikationen der 1950er und 1960er Jahre den Garaus gemacht hatte, erschienen ab Herbst 1969 kommerzielle, illustrierte Schwulenmagazine (*du + ich, him*), die an Zeitungskiosken erhältlich waren. Auch die nationalen Massenmedien, einschließlich des Fernsehens, begannen mehr Interesse am Thema Homosexualität zu zeigen.<sup>49</sup> Während das *Stonewall uprising* eine neue Militanz im Kampf der amerikanischen Homosexuellen gegen staatliche Diskriminierung einleitete, richtete sich der Praunheim-Film nicht so sehr gegen staatliche Diskriminierung – denn die entscheidende Gesetzesreform war ihm vorausgegangen –, sondern legte den Akzent, wie Michael Holy es formuliert hat, auf „Selbsterkenntnis, die erst zu politischen Aktionen befähigen sollte“.<sup>50</sup>

Die neue Schwulenbewegung, die sich in lokalen Aktionsgruppen formierte, war einerseits durch den radikalen Bruch mit den homophilen Organisationen der Nachkriegszeit und andererseits durch die Aufnahme von Impulsen aus der Studierendenbewegung charakterisiert.<sup>51</sup> Während

---

<sup>48</sup> Whisnant 2012, S. 166-203. Moeller, Robert G.: Private Acts, Public Anxieties, and the Fight to Decriminalize Male Homosexuality in West Germany, in: *Feminist Studies* 36 (2010), Heft 3, S. 528-552. Kandora, Michael: Homosexualität und Sittengesetz, in: Herbert, Ulrich (Hg.): *Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980*, Göttingen: Wallstein 2002, S. 379-401.

<sup>49</sup> Griffiths 2021, S. 31-56.

<sup>50</sup> Holy 1998, S. 94.

<sup>51</sup> Zur Schwulenbewegung der 1970er Jahre: Henze 2019. Griffiths 2021. Pretzel/Weiß 2012. Holy 1998. Theis, Wolfgang: *Mach Dein Schwulsein öffentlich – Bundesrepublik*, in: *Schwules Museum / Akademie der Künste, Berlin (Hg.): Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung. Eine Ausstellung des*



die Homophilenverbände um gesellschaftliche Anerkennung geworben hatten, indem sie die Normalität homosexueller Männer betonten und Promiskuität schweigend übergingen oder moralisch verurteilten, bestand die neue Schwulenbewegung darauf, das Anders-sein, die Differenz homosexueller Männer zu betonen.<sup>52</sup> In den Augen der neuen Bewegung hatten sich die Homophilenverbände, die Dannecker als „Kaffeekränzchen“ abqualifizierte, durch ihre Anpassung diskreditiert.<sup>53</sup> Auch personell gab es deshalb kaum Kontinuitäten zwischen den Homophilenverbänden und der Schwulenbewegung. Andererseits war die Schwulenbewegung stark durch Formen und Inhalte der sich auflösenden Studierendenbewegung beeinflusst. Obwohl das Verständnis der Studierendenbewegung von „sexueller Befreiung“ homosexuellenfeindliche Züge trug,<sup>54</sup> orientierten sich viele schwule Gruppen in ihren Organisationsformen an der Studierendenbewegung, setzten sich überwiegend aus Studenten zusammen und verstanden schwule Emanzipation als Teil des politischen Kampfes, den Kapitalismus durch eine sozialistische Gesellschaftsordnung zu ersetzen.

### Subkulturkritik in der Schwulenbewegung der 1970er Jahre

Die Kritik des Praunheim-Films an der homosexuellen Subkultur spielte in der Schwulenbewegung der 1970er Jahre eine wichtige Rolle.<sup>55</sup> Auch

---

Schwulen Museums und der Akademie der Künste, Berlin: Verlag rosa Winkel 1997, S. 279-293. Salmen, Andreas / Eckert, Albert: 20 Jahre bundesdeutsche Schwulenbewegung 1969–1989, Köln: Bundesverband Homosexualität 1989.

<sup>52</sup> Zu den Homophilenverbänden und der Zeit 1945–1969: Whisnant 2012. Pretzel, Andreas / Weiß, Volker (Hg.): Ohnmacht und Aufbegehren. Homosexuelle Männer in der frühen Bundesrepublik, Hamburg: Männerschwarm 2010. Zur wichtigsten nach der Reform von 1969 gegründeten Homophilenorganisation: Wolfert, Raimund: „Gegen Einsamkeit und ‚Einsiedelei‘“. Die Geschichte der Internationalen Homophilen Welt-Organisation (IHWO), Hamburg: Männerschwarm 2009.

<sup>53</sup> Eine kritische Perspektive aus 40-jähriger Distanz liefert Dannecker, Martin: Der glühende Wunsch nach Anerkennung und die Affirmation der Differenz. Von den Homophilen der Nachkriegszeit zur Schwulenbewegung der 1970er Jahre, in: Pretzel/Weiß 2010, S. 231-241.

<sup>54</sup> Micheler, Stefan: Heteronormativität, Homophobie und Sexualdenunziation in der deutschen Studierendenbewegung, in: Invertito. Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten 1 (1999), S. 70-101. Brown, Timothy Scott: West Germany and the Global Sixties. The Anti-Authoritarian Revolt, 1962–1978, Cambridge: Cambridge University Press 2013, S. 286-329.

<sup>55</sup> Zu diesem Einfluss und zur Schwulenbewegung der 1970er Jahre: Henze 2019.

wenn diese Subkulturkritik, wie Craig Griffiths betont hat,<sup>56</sup> gewisse Elemente einer moralisierenden Haltung enthielt, unterschied sie sich grundsätzlich von der Einstellung der Homophilenverbände. Während die Vertreter der homophilen Organisationen die in Teilen der Subkultur hervortretende Promiskuität entweder schamhaft ignorierten oder sich von ihr distanzieren, ging es Praunheim und Dannecker keineswegs um eine moralische Verurteilung der Subkultur und ihrer sexuellen Umgangsformen. Denn Praunheim, Dannecker und andere Aktivist\*innen der Schwul\*innenbewegung der 1970er Jahre kritisierten die Subkultur nicht aus moralischen Gründen, sondern aufgrund anderer Überlegungen, die sich aus ihren Vorstellungen von der politischen und sexuellen Emanzipation schwuler Männer ergaben.

Einige der schwulen Gruppen erkannten die Notwendigkeit der Subkultur in der zeitgenössischen Lebenssituation homosexueller Männer sogar ausdrücklich an. Eine solche Position ist besonders dezidiert in einem Grundsatzpapier der auf Danneckers Initiative im Herbst 1971 gegründeten Frankfurter Schwulengruppe RotZSchwul (Rote Zelle Schwul) dokumentiert.<sup>57</sup> Dieser als Teil des unvollendeten „Rotzschwul Grundlagenpapiers“ konzipierte 18-seitige Text über die „homosexuelle Subkultur“, an dem Dannecker federführend beteiligt war, stellte ausdrücklich fest, „dass die homosexuelle Subkultur bislang der einzige Garant dafür ist, dass Homosexuelle ihre Sexualität überhaupt realisieren können und – sogar gegen alle gesellschaftlichen Widerstände – als etwas Positives erfahren.“<sup>58</sup>

Die von Praunheim, Dannecker und der Schwul\*innenbewegung geübte Subkulturkritik beruhte auf der grundsätzlichen Annahme, dass die Subkultur den homosexuellen Mann spalte. Gerade weil die promiskuen Verkehrsformen der Subkultur ihm erlaubten, seine sexuellen Bedürfnisse zu befriedigen, könne er seine Homosexualität in seinem restlichen Leben verleugnen und sich hinter einer Fassade von „Normalität“ verstecken. Die Subkulturkritik richtete sich vor allem auf die politischen und psycholo-

---

Pretzel/Weiß 2012.

<sup>56</sup> Griffiths 2021, S. 19–21, 71.

<sup>57</sup> Plastargias, Jannis: RotZSchwul. Der Beginn einer Bewegung (1971–1975), Berlin: Querverlag 2015. Wackernagel, Barbara: Die Gruppe Rotzschwul. Eine Analyse homosexueller Subkultur, Diplomarbeit, Universität des Saarlandes 1975.

<sup>58</sup> Rotzschwul Grundlagenpapier: Die homosexuelle Subkultur 1972, S. 1, Anhang in: Wackernagel 1975.

gischen Konsequenzen dieser Spaltung. Sie beinhaltet deshalb zum einen die *politische* Kritik, dass die Subkultur die Politisierung der Schwulen behindere und so ihrer politischen Emanzipation im Wege stehe, und zum anderen die *sexualemanzipatorische* Kritik, dass die anonymen sexuellen Verkehrsformen der Subkultur die Sexualität schwuler Männer von emotionalen zwischenmenschlichen Beziehungen abspalteten und sie damit in der Entfaltung einer wirklich befreiten Sexualität behinderten.

Die politische Kritik ist sehr klar im Subkultur-Papier der Gruppe RotZSchwul von 1972 dokumentiert, in dem die homosexuelle Subkultur als „regressiv“ kritisiert wird: „Regressiv ist sie deswegen, weil sie den permanenten Rückzug von notwendigen Auseinandersetzungen mit der Gesamtgesellschaft organisiert. Ihrem Selbstverständnis nach wird in ihr Sexualität wie eh und je privatistisch aufgefasst. Die Reduktion auf die sexuelle Dimension ermöglicht es so, die mit der Homosexualität verbundene soziale Relevanz zu leugnen. Die Subkultur stellt Sexualpartner (Lusterfahrung) zur Verfügung und bietet darüber hinaus Identifikationsmöglichkeiten. Beide Momente ermöglichen es einem weiterhin als Homosexueller zu funktionieren, in der verstümmelten Form, wie das gegenwärtig nur möglich ist. [...] Sie ist somit ein Anpassungsinstrument der schlimmsten Sorte.“<sup>59</sup> Aus dieser Analyse der Subkultur als Anpassungsinstrument ließ sich die Schlussfolgerung ableiten, dass der erste Schritt zur politischen Emanzipation der Schwulen darin bestehen müsse, aus dem Getto der Subkultur auszubrechen und ihr „Coming-out“ im täglichen Leben zu machen.

Die sexuellemanzipatorische Kritik an der Subkultur wurde in der Schlusszene des Praunheim-Films sehr prägnant durch einen der Männer in der schwulen Kommune formuliert: „Die Gefahr ist, daß wir zum Schluß so abgestumpft sind, daß wir alle nur noch nach dem Körper beurteilen und daß wir letzten Endes darunter selbst leiden, weil wir einsam und ohne Liebe sind.“<sup>60</sup> Diese Kritik, dass die Sexualität der Subkultur der eigentlichen sexuellen Befreiung im Wege stehe, wurde in den Positionspapieren verschiedener Schwulengruppen weiter ausgeführt, so zum Beispiel in der Grundsatzerklärung der Initiativgruppe Homosexualität Bielefeld (IHB) von 1973: „Die IHB geht davon aus, daß die unterdrückung der homosexualität ein teil der unterdrückung der sexualität im allgemeinen ist. Diese unterdrückung wird durch die gegenwärtige

<sup>59</sup> Rotzschwul Grundlagenpapier 1972, S. 6-7, Anhang in: Wackernagel 1975.

<sup>60</sup> Praunheim 2007, S. 55.

scheinbare Liberalisierung verschleiert, die die Sexualität enttabuisiert, sie aber in Zwängen belässt, die sich in Verzerrungen wie Pornographie, Ausweitung der Prostitution, Leistungsdruck im Bett, Konkurrenz in der Jagd nach Statussymbolen, verkümmerte Liebesfähigkeit zeigen. Die IHB betrachtet die Legalisierung des Fleischmarktes und Konsumzwangs in der Subkultur als manifesten Ausdruck dieser scheinbaren Liberalisierung. Sie betrachtet den Drang zur Promiskuität und den Jugendkult als vordringliche Probleme der Schwulen.<sup>61</sup>

Neben diesen beiden Argumentationsmustern, die die Subkultur als Hindernis einerseits für die politische und andererseits für die sexuelle Befreiung der Schwulen kritisierten, gab es auch noch eine antikapitalistische Variante der Subkulturkritik. So berichtet der Hamburger Schwulenaktivist Corny Littmann, dass die Homosexuelle Aktion Hamburg (HAH) in ihren Flugblättern die Besitzer der Kneipen und Bars der Subkultur als „Kapitalisten, die den Schwulen das Geld abschöpfen“, angegriffen habe.<sup>62</sup>

Aus der Diagnose, dass die Subkultur homosexuellen Männern erlaube, ihre Sexualität vom Rest ihres sozialen Lebens abzuspalten, ergab sich für die Schwulenbewegung das Ziel, Sexualität, Gemeinschaftserfahrung und politischen Aktivismus zu integrieren. Ein Weg, dieses Ziel zu erreichen, war, in die Subkultur zu gehen, um ihre Umgangsformen zu verändern und die Schwulen, die man dort antraf, für Mitarbeit in den schwulen Gruppen zu gewinnen. In der Tat gingen einige Aktivisten in schwule Kneipen und versuchten Kneipenbesucher in Gesprächen für die Schwulenbewegung zu gewinnen, was mehrfach mit Rauswurf endete, sodass solche Aktionen bald ein Ende fanden. Zu den gewagtesten Versuchen, schwulen Aktivismus in die Subkultur zu tragen, gehörten die „Klappenaktion“ und das „Klappenfest“ der Frankfurter Gruppe RotZSchwul, in der Dannecker eine führende Rolle spielte. Die im Frühjahr 1973 durchgeführte „Klappenaktion“ war als Reaktion auf verstärkte schwulenfeindliche Kontrollen der Frankfurter Polizei in öffentlichen Toiletten (im schwulen Jargon: „Klap-

---

<sup>61</sup> Grundsatzserklärung der IHB, in: IHB Info Eins (1973), S. 2, zitiert nach Wiltzius, Marc: Die „inneren Wirklichkeiten“ der 2. Deutschen Homosexuellenbewegung. Ein subjektiver Standpunkt, in: Frieling, Willi (Hg.): Schwule Regungen – schwule Bewegungen, Berlin: Verlag rosa Winkel 1985, S. 93-107, S. 97.

<sup>62</sup> Littmann, Corny / Holy, Michael: „Würden Sie das eventuell zurücknehmen?“ Gespräch über die „Homosexuelle Aktion Hamburg“, in: Frieling 1985, S. 25-36, S. 26.



*Humoristische, die schwule Subkultur karikierende Zeichnung Schwule im Bewegung des Künstlers Tino Bierling, die 1983 zum „Schwerpunkthema Klappe“ in der schwulen Bewegungs-Zeitschrift Rosa Flieder publiziert wurde. Rosa Flieder, Nr. 23, Oktober 1983, S. 33*

pen“<sup>63</sup> konzipiert und bestand neben der Verteilung eines Flugblatts<sup>64</sup> darin, dass sich schwule Aktivisten an verschiedenen Abenden an Frankfurter Klappen versammelten, um gegen die erwarteten Polizeieinsätze zu demonstrieren, die allerdings ausblieben. Im Juni 1973 folgte dann das legendäre „Klappenfest“ im Frankfurter Grüneburgpark, zu dem die RotZSchwul mit einem Flugblatt einlud: „Warum denn eigentlich heimlich auf die öffentliche Bedürfnisanstalt und in den Park? Bisher gab’s Spaß an der Klappe nur hier und da und dann und wann, ein wenig gar nicht. Am Samstag gibt’s ihn gemeinsam bei Tanz und Lampion. Kommt zum Klappenfest im Grüneburgpark! Schwule wollen schwul sein. Es wird lustig (und geil)! Kleidung freiwillig!“<sup>65</sup> Das Klappenfest sollte eine Affirmation der Klappensexualität signalisieren, aber gleichzeitig die Sprachlosigkeit der sexuellen Begegnungen auf der Klappe überwinden und durch das Öffentlichmachen, ja Feiern, dieser sonst versteckt praktizierten Sexualität eine Brücke zum politischen Aktivismus schlagen.<sup>66</sup> Das Klappenfest fand erfolgreich statt, wurde aber nicht wiederholt.

Die affirmative Einstellung der Frankfurter RotZSchwul zum „Klappensex“ auf öffentlichen Toiletten war in der Schwulenbewegung der 1970er Jahre eher ungewöhnlich. Zeitzeugenberichte aus Schwulengruppen deuten eher darauf hin, dass viele der Gruppen der Subkultur gegenüber skeptisch bis ablehnend eingestellt waren.<sup>67</sup> So berichtet der Aktivist Corny Littmann, dass die im Anschluss an die Vorfürhungen des Praunheim-Films in Hamburg Ende 1971 entstandene Homosexuelle Aktion Hamburg (AHA) „eine dogmatisch ablehnende, schon fast stalinistische Haltung der Subkultur gegenüber“ hatte.<sup>68</sup> Und über die Bielefelder IHB berichtet Marc Wiltzius: „Was zunächst eine berechtigte Kritik an den Subkulturverhältnissen darstellte, entpuppte sich bald als plumpe Sexualfeindlichkeit.“ Der „Reduzierung auf den Fetisch Körper in der Subkultur [...] [wurde] die Reduzierung auf den Fetisch ‚geistig adäquater‘ Partner

---

<sup>63</sup> Zur Sozialgeschichte des „Klappensex“, siehe Martin, Marc: Fenster zum Klo. Hommage an den Klappensex, Paris: Agua 2017.

<sup>64</sup> Flugblatt II, „Polizei-Terror: Schwule Säue raus!“, in: Wackernagel 1975, Anhang.

<sup>65</sup> Flugblatt IV, „Parkfest“, in: Wackernagel 1975, Anhang.

<sup>66</sup> Wackernagel 1975, S. 80-86. Plastargias 2015, S. 57-63.

<sup>67</sup> Griffiths 2021, S. 184-186.

<sup>68</sup> Littmann/Holy 1985, S. 26.

entgegengesetzt. Wer dennoch auf die Subkultur zurückgriff, mußte mit heftigen Anfeindungen rechnen.<sup>69</sup>

Neben Versuchen, die Verkehrsformen der Subkultur zu verändern und den Aktivismus in sie hineinzutragen – und solche Versuche wurden immer seltener – gab es eine zweite Möglichkeit, die gewünschte Verbindung von Sexualität, Gemeinschaft und Politischem herzustellen: nämlich, Sexualität in die Schwulengruppen zu integrieren.<sup>70</sup> Wie Patrick Henze über die Erfahrungen Peter Hedenströms in der Homosexuellen Aktion Westberlin schreibt: „Nicht mehr ausschließlich Sex in der schwulen Subkultur, der sich auf die Oberfläche des Gegenübers beziehe, sondern Sex unter politischen Schwestern sollte praktiziert werden.“<sup>71</sup> Zeitzeugenberichte belegen, dass viele, die den Schwulengruppen beitraten, dies durchaus auch in der Hoffnung taten, dort sexuelle Kontakte oder längerfristige Partner zu finden.<sup>72</sup> Solche Hoffnungen konnten natürlich, wie Hedenström erwähnt, auch enttäuscht werden: „In der Bewegung aber habe man nicht die Typen gefunden, die man in der Subkultur begehrte.“<sup>73</sup> Einer der radikalsten Versuche, Sexualität in die Arbeit der schwulen Gruppen zu integrieren, fand 1972 in der von Praunheim innerhalb der Westberliner HAW gegründeten „Sexualitätsgruppe“ statt. Wie Praunheim berichtet, entschloss sich die Gruppe auf einem Treffen, von der Diskussion zum Gruppensex überzugehen: „Inzwischen hatten wir uns immer mehr vom Theoretisieren ab und der Praxis zugewandt. Einige hatten sich ausgezogen und bumsten. Wir waren erstaunt, daß wir uns alle liebenswert fanden.“<sup>74</sup> Der Sex in der Gruppe sollte sich sowohl von der als steril kritisierten Atmosphäre der Subkultur als auch von der „sexualfeindlichen Atmosphäre“ anderer politischer Gruppen absetzen. Aber, wie Patrick Henze treffend kommentiert: „Wem Gruppensex keine Freude bereitete, für den war die Vorgabe, ihn zu praktizieren, auch nicht emanzipatorisch.“<sup>75</sup> Das Projekt, die sexuelle und die politische Befreiung der Homosexuellen zusammen zu denken und zu praktizieren, blieb schwierig.

---

<sup>69</sup> Wiltzius 1985, S. 96.

<sup>70</sup> Littmann/Holy 1985, S. 27-28.

<sup>71</sup> Henze 2019, S. 213.

<sup>72</sup> Wackernagel 1975, S. 131-133. Henze 2019, S. 227-233. Griffiths 2021, S. 183.

<sup>73</sup> Henze 2019, S. 213.

<sup>74</sup> Praunheim, Rosa von: Sexualitätsgruppe – Subjektiver Bericht von Rosa von Praunheim, in: Info, Nr. 2 (1972), S. 8, zitiert nach: Henze 2019, S. 260.

<sup>75</sup> Henze 2019, S. 260.

Ende der 1970er Jahre zeichnete sich ab, dass der Versuch der Schwulengruppen, die Integration von Sexualität, sozialer Gemeinschaft und politischem Engagement zu praktizieren und damit eine attraktive Alternative zu den sexuellen Verkehrsformen der Subkultur zu schaffen, nur bedingt erfolgreich war. Was in der Tat gelang, war eine Art alternative Subkultur aufzubauen, die neben den Aktionsgruppen aus schwulen Cafés, Kommunikationszentren, Buchläden, Verlagen sowie verschiedenen Freizeit- und Interessengruppen bestand. In der Ereignisgeschichte der Schwulenzbewegung manifestierte sich diese Alternativkultur im Frankfurter Homolulu-Festival von 1979.<sup>76</sup> Während es Anfang der 1970er Jahre nur die Alternative zwischen den neu gegründeten Schwulengruppen und der Subkultur der Kneipen, Klappen, und Parks gegeben hatte, entstand im Laufe der 1970er Jahre mit dieser alternativen Subkultur – neben der kommerziellen Subkultur und den politischen Gruppen – ein drittes Forum für schwule Männer, das es ihnen zunehmend möglich machte, ihre sexuellen Kontakte mit sozialen, kulturellen und politischen Aktivitäten zu verbinden. Was allerdings nicht gelang, war, die bestehende Subkultur der Kneipen, Klappen und Parks überflüssig zu machen. Im Gegenteil, die Institutionen der Subkultur, die anonyme sexuelle Kontakte ermöglichten, expandierten sogar. Denn nach der Liberalisierung des Paragraphen 175 im Jahre 1969 nahm nicht nur die Zahl der schwulen Kneipen und Bars zu, sondern es entstanden in fast jeder größeren deutschen Stadt sogenannte „Club-Saunen“ für schwule Männer, und einige Bars begannen, „Darkroom“ oder „Backroom“ genannte Räume einzurichten, in denen die Barbesucher Sex haben konnten.<sup>77</sup>

Wie die Expansion der kommerziellen Subkultur während der 1970er Jahre erkennen lässt, traf die subkulturkritische Haltung vieler Schwulenzaktivisten nicht nur bei „Subkulturschwulen“, sondern auch innerhalb der Bewegung auf Widerstand. So schrieb der Hamburger Aktivist Corny Littmann 1976 in einem Leserbrief an die schwule Bewegungs-Zeitschrift *Emanzipation*: „Mein problem mit den vorurteilen ist, daß viele tatsächlich hinbauen: ich bin ein arschficker, manchmal eine tunte, laufe oft süchtiggeil durch die gegend, ficke mit vielen verschiedenen männern. Das problem ist nicht das vorurteil für mich, sondern das problem ist: ich stehe nicht zu meinen sauereien, ich will nicht die schwule sau sein, die ich tat-

---

<sup>76</sup> Henze 2019, S. 335-344.

<sup>77</sup> Dannecker, Martin: *Der Homosexuelle und die Homosexualität*, Frankfurt a. M.: Syndikat 1978, S. 85-86. Griffiths 2021, S. 180.



sächlich bin. Lieber kehre ich den sauberen, linken homosexuellen heraus und als solcher werde ich auch toleriert/akzeptiert. [...] laß uns mit der selbstunterdrückung, mit unserer selbstverachtung, mit unserem körper beschäftigen. Auf dem weg zur ‚emanzipation‘ behindern wir uns auch selbst und gegenseitig.“<sup>78</sup> Damit kehrte Littmann die schwulenpolitische Argumentation um, dass die kommerzielle Subkultur Schwule entfremde und in ihrer sozialen Randstellung zementiere. Vielmehr biete sie die Möglichkeit, sich in den sexuellen Begegnungen mit anderen Männern selbst als schwul zu begreifen und anzunehmen. Mit derselben Logik – es sei wichtig, sich zum Ausleben der eigenen Lust in der schwulen Subkultur zu bekennen – argumentierten Mitglieder der Berliner Leder-Gruppe Motor Sport Club (MSC) bei einem Treffen mit der Allgemeinen Homosexuellen Arbeitsgemeinschaft (AHA), sie hätten ein besseres schwules Selbstbewusstsein als die meisten Aktivisten.<sup>79</sup> Innerhalb der Westberliner HAW bildete sich eine „Lustfraktion“.<sup>80</sup> Im Laufe der 1970er Jahre gab die Schwulenbewegung ihre anfangs kritische, wenn nicht gar feindselige, Einstellung zur Subkultur zunehmend auf, sodass sich ein Miteinander von Bewegung und Subkultur einstellte.

Für Praunheim war das Scheitern des Versuchs, der Subkultur in den Schwulengruppen eine echte Alternative entgegenzusetzen, eine herbe Enttäuschung, die ihn schon Mitte der 1970er Jahre dazu bewog, sich von seiner Mitarbeit in der Westberliner HAW zurückzuziehen. „Meine Hoffnung“, schrieb er 1976, „durch die homosexuellen Aktionsgruppen emanzipierte und geistig adäquate Sexualpartner zu bekommen, mußte ich bald begraben. Man redete, aber man fickte nicht miteinander. In Toiletten und Parks, besonders in Saunen, kam ich mir kurz nach den Fernsehausstrahlungen meines Films sehr komisch vor. Ich hatte Angst und Schuldgefühle, hatte ich doch die Subkultur in meinem Film zutiefst verdammt und war der erste, der davon abhängig war. Zwar hatten wir in der Gruppe einige Male versucht, zum Beispiel in Saunen, Frustration, Verklemmtheit und Eitelkeit in solchen Plätzen gemeinsam zu überwinden [...]. Aber die Lust an der Unterdrückung, Verklemmung [...] war größer [...]. Trotzdem schien sich jeder nach einer längeren Partnerschaft zu sehnen, aber jeder

---

<sup>78</sup> Littmann, Corny: [Leserbrief] zu: Brühwarm – der erfüllte Traum von der Selbstverwirklichung, in: Emanzipation, Jg. 1976, Heft 6, S. 40. Den Hinweis auf diesen Leserbrief verdanke ich: Griffiths 2021, S. 163. Durchgehende Kleinschreibung im Original.

<sup>79</sup> Griffiths 2021, S. 182.

<sup>80</sup> Henze 2019, S. 243-248.

tat cool und scheu und zurückhaltend [...] aus Angst vor Zurückweisung, Selbsthaß und Minderwertigkeitskomplexen, jahrhundertlang durch die Gesellschaft aufgezwungen.“<sup>81</sup>

Praunheims saloppe Erklärung der sexuellen Umgangsformen der Subkultur als Resultat jahrhundertlanger Unterdrückung hatte ein wissenschaftliches Pendant in einem Aufsatz des jungen Soziologen Rüdiger Lautmann, der 1971 auf einen Lehrstuhl an der Universität Bremen berufen worden war und sich im Laufe der 1970er Jahre als Pionier der deutschen soziologischen Forschung zum Thema Homosexualität etablierte. In seinem 1974 in der Zeitschrift *Sexualmedizin* erschienenen Aufsatz *Stigma Homosexualität* rief Lautmann, unter Rückgriff auf die Labeling-Theorie, WissenschaftlerInnen dazu auf, „das vielleicht merkwürdige Verhalten der Homosexuellen auf dem Hintergrund der reduzierten Möglichkeiten zu sehen, die ihnen gesellschaftlich überhaupt offenstehen“. Die gegenwärtige Forschung zur Homosexualität versäume es, die „Fragen nach dem Warum homosexueller Promiskuität und Subkultur“ zu stellen, „so daß auch unaufgedeckt bleibt, daß es wahrscheinlich ihre gesellschaftliche Stigmatisierung ist, welche die Homosexuellen aus Partnerschaften hinaus- und in eine anonymisierende Subkultur hineintreibt. Darin liegt die Einseitigkeit bisheriger Sozialforschung zur Homosexualität: Dieses Merkmal und seine Problematik werden allein in der Person der Betroffenen aufgesucht, nicht aber in der Gesellschaft, welche dieses Merkmal überhaupt erst als auffälligen Tatbestand geschaffen und mit dem Problemgehalt der Anormalität versehen hat.“<sup>82</sup> Drei Jahre später legte Lautmann auf der Basis dieses Ansatzes mit seinem Buch *Seminar: Gesellschaft und Homosexualität* die erste umfassende soziologische Analyse der Diskriminierung von Homosexuellen in Deutschland vor.<sup>83</sup> Wie der nächste Abschnitt zeigt, setzte sich insbesondere Martin Dannecker kritisch mit Lautmanns Thesen auseinander.

### **Analysen der schwulen Subkultur in Danneckers Studien der 1970er Jahre**

Auch Martin Dannecker befasste sich im Laufe der 1970er Jahre als Teil seiner wissenschaftlichen Forschung zur Homosexualität weiterhin mit der

---

<sup>81</sup> Praunheim 1978, S. 10-11.

<sup>82</sup> Lautmann, Rüdiger: *Stigma Homosexualität. Falscher Ansatz der Forschung verstärkt Vorurteile*, in: *Sexualmedizin* 9 (1974), S. 443-446.

<sup>83</sup> Lautmann, Rüdiger: *Seminar Gesellschaft und Homosexualität*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1977.

Frage der Subkultur. 1974 publizierte er zusammen mit Reimut Reiche *Der gewöhnliche Homosexuelle*, eine empirische Analyse männlicher Homosexualität, in der auch ein Abschnitt der schwulen Subkultur gewidmet ist. Die Studie war vor allem deshalb bahnbrechend, weil sie auf der Grundlage von über 750 Fragebögen ein detailliertes empirisches Bild der männlichen Homosexualität in der Bundesrepublik zeichnete.<sup>84</sup> Wie Michael Holy angemerkt hat, konnte man die Dannecker-Reiche-Studie durchaus so lesen, dass sie die „im Praunheim-Film 1971 polemisch behaupteten Thesen über die im Vergleich zu Heterosexuellen stärker ausgelebte Promiskuität der Homosexuellen mit einer Vielzahl empirischer Einzelbefunde“ belegte.<sup>85</sup> Mit dem empirischen Befund der weitverbreiteten Promiskuität distanzieren sich Dannecker und Reiche von der bisherigen deutschen Sexualforschung und ihrer pauschalen Einteilung homosexueller Männer in, wie Florian Mildenerger es beschrieben hat, „„gute‘ monogam lebende und ‚schlechte‘ promisk agierende Homosexuelle“, wie sie noch der Frankfurter Sexualwissenschaftler Hans Giese vertreten hatte.<sup>86</sup>

In ihrer Studie stellten Dannecker und Reiche die schwule Subkultur als Resultat gesellschaftlicher Diskriminierung dar: „Da sie [die Homosexuellen] ihr Stigma nicht freiwillig auf sich genommen haben, gehört die homosexuelle Subkultur zu den ‚unfreiwilligen Subkulturen‘. [...] So entscheidet über die Teilhabe an der homosexuellen Subkultur nicht so sehr subjektive Motivation, sondern objektiver Zwang, der seinen Grund im Tabu Homosexualität hat.“ Homosexuelle Männer würden gesellschaftlich marginalisiert und entrechtet, da homosexuelles Begehren zugunsten der „bürgerlichen Familie“ unterdrückt werde; somit bleibe ihnen nur die Zuflucht einer sozial abgeschotteten Subkultur. In dieser „fühlen [Homosexuelle] sich gegen offene Diffamierung und gegen Repression geschützt. Außerhalb der Subkultur ist es schwer [...], einen Sexualpartner zu finden.“ Insofern könnten Homosexuelle „der Subkultur so wenig entwischen wie Heterosexuelle der Ehe“.<sup>87</sup> Während die Subkultur damit vor allem als Resultat des gesellschaftlichen Stigmas interpretiert wurde, argumentierten die Autoren im Kapitel zur Promiskuität, dass diese „sich weder rein

---

<sup>84</sup> Dannecker/Reiche 1974.

<sup>85</sup> Holy 2012, S. 59.

<sup>86</sup> Mildenerger, Florian: Zur Soziologie der Homosexualität in der Bundesrepublik Deutschland. Entstehung und Auswirkung der Studie „Der gewöhnliche Homosexuelle“ von Martin Dannecker und Reimut Reiche (1974), in: *Medizinhistorische Mitteilungen* 35 (2016), S. 209-222, S. 213.

<sup>87</sup> Dannecker/Reiche 1974, S. 71-74.

soziologisch noch rein psychologisch auflösen“ lasse. Die „naiv-progressive“ Erklärung, homosexuelle Promiskuität sei eine Folge davon, dass die Gesellschaft keine dauerhaften homosexuellen Beziehungen wünsche, sei genauso falsch wie die „kulturkonservative“ Position, die Promiskuität als „Zustand des biologischen Verfalls des Kulturwesens Mensch“ begreife. Zwar sei es richtig, dass „Liebesbeziehungen zwischen Homosexuellen von den ‚Normalen‘ immer als anstößig empfunden werden“, „von diesem Stigma bis zu dem triebhaften und unaufschiebbaren Wunsch eines einzelnen Homosexuellen, immer neue Partner zu haben“, führe aber „ein sehr weiter – und vielleicht überhaupt kein direkter – Weg“.<sup>88</sup> Dies war die erste Andeutung einer These, die Dannecker in seiner 1978 als Buch erschienenen Dissertation weiter ausarbeitete.

Danneckers *Der Homosexuelle und die Homosexualität* (1978) ergänzte die mit Reiche publizierte empirische Studie durch weitere theoretische Überlegungen zur Homosexualität, in denen sich Dannecker unter anderem mit Rüdiger Lautmanns Thesen zum Zusammenhang von sexueller Promiskuität und gesellschaftlicher Diskriminierung auseinandersetzte. Obwohl Dannecker Lautmann zustimmte, dass „insbesondere die psychoanalytisch orientierte Sexualwissenschaft [...] die besondere soziale Lage der Homosexuellen ungenügend berücksichtigt“ habe, war er in einem Kernpunkt anderer Meinung. Lautmanns Verweis auf „soziale Bedrängnisse“ treffe „deswegen nicht das wesentliche, weil der soziale Faktor, welcher das Phänomen ‚hohe Partnerzahl bzw. instabile Partnerschaften‘ beeinflusst“, eher im Ausschluss Homosexueller aus der Institution der Ehe als in ihrer „sozialen Diskriminierung“ zu suchen sei.<sup>89</sup> Außerdem baue „die Auffassung Lautmanns, die gesellschaftliche Stigmatisierung [...] treibe die Homosexuellen aus Partnerschaften hinaus in die Subkultur und in die Promiskuität hinein [...], auf der starren Vorstellung“ auf, „daß sich eine feste Freundschaft (homosexuelle Liebesbeziehung) und häufigere sexuelle Kontakte mit Dritten nicht vereinbaren ließen“. Dem entgegnete Dannecker, dass „häufige sexuelle Kontakte mit Dritten [auch] unter befreundeten Homosexuellen nichts außergewöhnliches“ seien.<sup>90</sup>

„Mit einem eindimensionalen Verständnis der homosexuellen Subkultur, das sie lediglich als Resultat juristischer Diskriminierung und so-

---

<sup>88</sup> Dannecker/Reiche 1974, S. 256-257.

<sup>89</sup> Dannecker 1978, S. 76.

<sup>90</sup> Dannecker 1978, S. 82.

zialer Diffamierung begreift“, resümierte Dannecker, sei ihre Eigendynamik nicht zu erfassen. In der Subkultur zeigten sich Formen der Sexualität, die „das Verschiedene der Homosexuellen gleichsam verdoppeln“. Deshalb sterbe die Subkultur „bei Abwesenheit oder entscheidender Minderung der sozialen Repression auch nicht automatisch ab“. Dies bestätigten die „jüngsten Erfahrungen in der Bundesrepublik“: Denn nach der Modifikation des Paragraphen 175 im Jahre 1969 habe sich „die organisierte homosexuelle Subkultur nicht im mindesten paralysiert“. Zu beobachten sei vielmehr „eine gegenteilige Entwicklung: während bis zum Jahre 1969 in der Bundesrepublik die für die homosexuelle Subkultur so typische ‚Club-Sauna‘ fehlte, verfügt inzwischen [d. h. 1978] auch hierzulande jede größere Gemeinde über eine solche Einrichtung“. Statt eines Abbaus der kommerziellen Subkultur bewirke eine rechtliche Gleichstellungspolitik vielmehr, dass sich „diese [...] in Phasen der Toleranz gerade in jenen Bereichen aus[dehnt], die den flüchtigen sexuellen Kontakten Vor-schub zu leisten scheinen“.<sup>91</sup>

Für unsere Fragestellung sind drei Argumentationslinien in Danneckers Buch zentral. Erstens wandte Dannecker sich gegen einen selektiven „Umgang mit der homosexuellen Wirklichkeit, der ihre dunkleren Seiten auspart“, weil dieses Vorgehen „den repressiven Charakter der herrschenden Toleranz“ lediglich verschleierte. Jegliche Einebnung der „realen Differenzen zwischen Homosexuellen und Heterosexuellen“ führe dazu, „sich in Wahrheit dem totalen Durchsetzungsanspruch der heterosexuellen Normen“ zu unterwerfen.<sup>92</sup> Deshalb kritisierte Dannecker die von den Homophilenverbänden vertretene und teilweise von Lautmann aufgegriffene Position, dass Homosexuelle sich nur dadurch von Heterosexuellen unterscheiden, dass sie sich zum gleichen Geschlecht hingezogen fühlten, und bestand darauf, dass schwule Sexualität sich auch in anderen Aspekten, so in der Promiskuität, stark von der Sexualität Heterosexueller unterscheide.

Zweitens vertrat Dannecker die Position, dass diese Andersartigkeit der Sexualität der Homosexuellen nicht primär soziologisch, als Resultat sozialer Diskriminierung, sondern psychologisch zu erklären sei. Das „Phänomen der hohen Partnerzahlen“ und die Schwierigkeiten der Homosexuellen, „dauerhafte Beziehungen zu einem einzigen Partner zu knüpfen“, liege „in entscheidendem Maße in der psychischen Seite homosexu-

---

<sup>91</sup> Dannecker 1978, S. 85-86.

<sup>92</sup> Dannecker 1978, S. 65-66.

eller Existenz begründet“.<sup>93</sup> Obwohl promiske Homosexuelle „Lustgewinn und sexuelle Befriedigung“ für das „primäre Ziel ihrer sexuellen Begegnungen“ hielten, sei promiskes Sexualverhalten in Wirklichkeit dem „Ziel“ untergeordnet, ihre „psychische Identität aufrechtzuerhalten“. Diese sei stets gefährdet, weil Homosexualität „zurückgeht auf eine gestörte narzißtische Entwicklung, also auf einem Grundkonflikt mit dem ersten Liebesobjekt (der Mutter) beruht, der zu einer mangelhaften Abgrenzung zwischen Selbst und Objekt führt“. Dieser narzisstische Grundkonflikt sei die psychologische Ursache für die „Promiskuität“ schwuler Männer: „Aus dem Arsenal der zur Bewältigung eines narzißtischen Grundkonfliktes zur Verfügung stehenden Möglichkeiten haben sich männliche Homosexuelle [...] das Flüchten in eine temporäre oder dauernde Promiskuität ausgewählt, mit der die angsterzeugende Nähe einer Liebesbeziehung entweder aufgefangen oder dauernd vermieden wird.“<sup>94</sup>

Aus dieser psychologischen Erklärung homosexueller Promiskuität ergab sich schließlich Danneckers Analyse der schwulen Subkultur: „Einige subkulturelle Bereiche, insbesondere Sauna, Park und öffentliche Bedürfnisanstalt“, stellten „nichts weiter als den organisatorischen Rahmen für die Befriedigung der aus den spezifischen Konflikten der Homosexuellen resultierenden Wünsche und Zwänge zur Verfügung“.<sup>95</sup> Daraus zog Dannecker das Resümee, dass die „Struktur der homosexuellen Subkultur“ zwar „einerseits die [psychologischen] Konflikte ihrer Besucher“ mildere; andererseits aber erschwere „sie die Bearbeitung jener Konflikte, [...] die es vielen homosexuellen Männern so schwer machen, glücksversprechende, leidenschaftliche und mehr als nur flüchtige Liebesbeziehungen einzugehen. Das regressive Moment der homosexuellen Subkultur liegt demnach darin, daß sie bei der Valorisierung der sexuellen Symptome stehen bleibt und diese durch die von ihr bereitgestellten Befriedigungs- und Kommunikationsformen festschreibt.“<sup>96</sup>

Danneckers Analyse von Promiskuität und Subkultur war somit einerseits affirmativ, weil er sich weigerte, die Unterschiede zwischen Homo- und Heterosexuellen auf die unterschiedliche sexuelle Objektwahl zu reduzieren, und darauf bestand, Promiskuität und Subkultur offen zu thematisieren und gesellschaftliche Akzeptanz für sie einzufordern. Andererseits

---

<sup>93</sup> Dannecker 1978, S. 87, 109.

<sup>94</sup> Dannecker 1978, S. 108-110.

<sup>95</sup> Dannecker 1978, S. 111.

<sup>96</sup> Dannecker 1978, S. 114.

stand Danneckers Analyse schwuler Promiskuität durchaus kritisch gegenüber, denn er stellte sie nicht als unproblematische Spielart sexuellen Verhaltens dar, sondern führte sie auf einen narzisstischen Grundkonflikt zurück und bewertete die Subkultur als „regressiv“, da die Befriedigung der „sexuellen Symptome“ in der Subkultur nichts zur Lösung des zugrunde liegenden narzisstischen Konflikts beitrage. Es ist leicht zu erkennen, warum gerade die These einer vermeintlich zwanghaften, auf einem narzisstischen Konflikt beruhenden Promiskuität homosexueller Männer von antihomosexuellen AutorInnen missbraucht werden konnte und deshalb von einigen schwulen Aktivisten als Hindernis im Kampf für schwule Emanzipation wahrgenommen wurde.<sup>97</sup>

Wenn wir Danneckers akademische Studie von 1978 mit der in *Nicht der Homosexuelle ist pervers ...* 1971 artikulierten Analyse vergleichen, liegen die Kontinuitäten vor allem in der Thematisierung von Promiskuität und Subkultur als zentrale Elemente schwulen Lebens. Aber während der Film suggeriert hatte, dass die schwule Subkultur vor allem das Resultat gesellschaftlicher Diskriminierung sei, konstatierte Dannecker 1978, dass weder die mit der Reform des Paragraphen 175 eingeleitete Liberalisierung noch die Gründung der Schwulenbewegung die der Promiskuität förderlichen Institutionen der Subkultur zurückgedrängt hatten; diese hatten sogar expandiert. Es war deshalb nur folgerichtig, dass Danneckers Analyse schwuler Promiskuität im Buch von 1978 eine Akzentverschiebung von soziologischen auf psychologische Faktoren reflektierte.

### Das Praunheim-Dannecker-Streitgespräch von 1985/86

Als Mitte der 1980er Jahre die Aids-Krise auch in der Bundesrepublik ankam, schieden sich die Geister der ehemaligen Weggenossen Praunheim und Dannecker. Der Streit zwischen den beiden,<sup>98</sup> der im Winter 1984/85 mit Praunheims *Spiegel*-Artikel und Danneckers Replik begonnen hatte, erreichte rund ein Jahr später in einem von der *Konkret*-Redakteurin Ingrid

---

<sup>97</sup> In einer „Vorbemerkung“ zu seinem Buch von 1978 schrieb Dannecker: „Noch bevor dieser Text erschienen ist, hat er eine Reaktion ausgelöst, die ich beim Schreiben befürchtet hatte: Von dem Sprecher einer Emanzipationsgruppe homosexueller Männer wurde ich unter Verweis auf den ihm als Fotokopie vorliegenden Text massiv gedrängt, nicht an einer Rundfunksendung zum Thema teilzunehmen, zu der ich eingeladen war.“ Dannecker 1978, S. 13.

<sup>98</sup> Zum Praunheim-Dannecker-Streit siehe auch: Beljan, Magdalena: Rosa Zeiten? Eine Geschichte der Subjektivierung männlicher Homosexualität in den 1970er und 1980er Jahren der BRD, Bielefeld: Transcript 2014, S. 193-203.

Klein moderierten „Streitgespräch“, das Anfang 1986<sup>99</sup> im Sonderheft *Konkret Sexualität* veröffentlicht wurde, seinen Höhepunkt.<sup>100</sup>

Was den Kontext des Praunheim-Dannecker-Streits angeht, sind drei Aspekte hervorzuheben. Die Wahl Helmut Kohls zum Bundeskanzler im Herbst 1982 wurde von konservativen Kräften als eine „geistig-moralische Wende“ inszeniert, die in der schwulen Community als potentielle politische Gefahr wahrgenommen wurde.<sup>101</sup> Ein einflussreicher Teil der medialen Berichterstattung über Aids verbreitete schwulenfeindliche Stereotype.<sup>102</sup> Und schließlich gab es Anfang November 1984, kurz bevor Praunheims erster Artikel in *Spiegel* erschien, konkrete Hinweise darauf, dass das Bundesgesundheitsministerium über restriktive gesetzliche Maßnahmen nachdachte. Nachdem eine (unrepräsentative) Untersuchung von ca. 600 schwulen Männern in West-Berlin bei 35% Antikörper gegen HIV festgestellt hatte, veröffentlichte das Ministerium am 9. November eine Pressemitteilung, die „gesetzliche Maßnahmen zur Eindämmung von Aids“, einschließlich eines „Gesetzes zur Bekämpfung übertragbarer Krankheiten durch Intimkontakte“, ankündigte, das Meldepflicht, Untersuchungspflicht und Verhaltensmaßregeln für Infizierte vorsah. Obwohl die GesundheitsministerInnen der Länder und das Bundesgesundheitsamt restriktive seuchenhygienische Maßnahmen dezidiert ablehnten, dachte man im Bundesgesundheitsministerium weiterhin über solche Maßnahmen nach, bis das Ministerium nach dem Amtsantritt Rita Süßmuths im September 1985 endgültig auf den Kurs einer liberalen Präventionspolitik

---

<sup>99</sup> Da das Gespräch Anfang 1986 publiziert wurde, muss es im Jahre 1985 stattgefunden haben. Das genaue Datum konnte nicht ermittelt werden.

<sup>100</sup> Praunheim, Rosa von / Dannecker, Martin: Streitgespräch zwischen Martin Dannecker und Rosa von Praunheim: Das finde ich kriminell, in: *Konkret Sexualität*, Nr. 7: Operation AIDS (1986), S. 14-21. Im folgenden Jahr nochmals veröffentlicht als: Praunheim, Rosa von / Dannecker, Martin: „Das ist kriminell“. Ein Streitgespräch, moderiert von Ingrid Klein, in: Sigusch, Volkmar (Hg.): *AIDS als Risiko. Über den wissenschaftlichen Umgang mit einer Krankheit*, Hamburg: Konkret Literatur Verlag 1987, S. 82-102. Meine Seitenangaben beziehen sich auf letztere Version. Die jährlichen *Konkret Sexualität*-Hefte wurden von 1979 bis 1986 vom Frankfurter Sexualwissenschaftler Volkmar Sigusch (an dessen Institut Dannecker arbeitete) in Kooperation mit *Konkret* herausgegeben; siehe dazu: Sigusch, Volkmar: *Geschichte der Sexualwissenschaft*, Frankfurt a. M.: Campus 2008, S. 442.

<sup>101</sup> Haus-Rybicki, Sebastian: *Eine Seuche regieren. AIDS-Prävention in der Bundesrepublik 1981-1995*, Bielefeld: transcript Verlag, 2021, S. 52-55.

<sup>102</sup> Jones 1992. Haus-Rybicki 2021, S. 39-47. Beljan 2014, S. 178-192.



einschwenkte.<sup>103</sup> Dies war aber während des Praunheim-Dannecker-Streits 1984/85 noch nicht sicher abzusehen.

Angesichts des hohen symbolischen Stellenwertes des gemeinsam produzierten Films *Nicht der Homosexuelle ist pervers ...* überrascht es nicht, dass das Anfang 1986 veröffentlichte Streitgespräch mit einer Meinungsverschiedenheit über den Film von 1971 begann. Praunheim rief in Erinnerung, dass der Film „eine detaillierte Subkulturkritik“ war, auf die viele Schwule damals negativ reagiert hatten, und präsentierte seine Reaktion auf die Aids-Krise in direkter Kontinuität zum Film: „[I]ch habe mich nicht verändert. Meine kritische Einstellung ist geblieben.“ Die Hoffnung, dass schwule Emanzipation die Subkultur zurückdrängen oder positiv verändern würde, sei enttäuscht worden: „Was wir kritisiert haben [...], wurde ja dann viel exzentrischer praktiziert. Das Ideal homosexuellen Verhaltens waren Drogen, Orgienbars, extreme Sexualpraktiken, die Lederzene kam auf, die faschistische Elemente in die schwule Subkultur getragen hat, etc. Gefühle zu zeigen, war absolut tabu. [...] Das alles sind Erscheinungen, die wir damals gefürchtet hatten.“ Dannecker hingegen machte geltend, dass sich die Kritik des Films „nicht nur gegen die Homosexuellen selbst, sondern auch gegen die damals noch relativ repressive Situation“ gerichtet habe. Heute aber kritisiere Praunheim nur noch die Schwulen und nicht die Gesellschaft. Praunheim wiederum warf Dannecker Selbstzensur vor: „Das diplomatische Verhalten, das wir damals ganz bewußt nicht drauf hatten, das praktizierst du heute [...]. Du sagst, du schweigst zu Aids, um den Rechten nicht in die Hände zu spielen, um keiner neuen Moral Vorschub zu leisten.“ Dies sei „ein verlogenes Verhalten“.<sup>104</sup>

Der Hauptvorwurf Danneckers lautete, dass Praunheim und seine „Verbündeten“ einer „neuen repressiven Sexualmoral“ Vorschub leisteten: „In der von dir propagierten Safer-Sex-Kampagne wird das, was die Menschen vorher sexuell gemacht haben, verleugnet und abgewertet. Was die Menschen aber vorher gemacht haben, und sei es ‚nur‘ zur Minderung neurotischer oder narzißtischer Konflikte gewesen, war etwas, was mit Lust zu tun hatte.“ Vor allem müsse man tiefer ansetzen als die Safer-Sex-Kampagnen: „Ich will tiefere Reflexionsprozesse haben. Man muß sich

---

<sup>103</sup> Haus-Rybicki 2021, S. 83-86.

<sup>104</sup> Praunheim/Dannecker 1987, S. 82-84.

doch fragen, warum Menschen [...] Schwierigkeiten haben, Beziehungen zu leben. Man kann nicht bloß Verhalten auf der Oberfläche abstellen.“<sup>105</sup>

Auch für Dannecker hatte schwule Promiskuität problematische Aspekte: „Die Promiskuität der Homosexuellen hatte immer zwei Seiten, eine lustvolle und eine leidvolle.“<sup>106</sup> „Wir müssten ja auch erst mal genau klären, warum sich die homosexuelle Subkultur in den vergangenen 15 Jahren so entwickelt hat, [...] warum es beispielsweise das Institut backroom gibt. Einrichtungen dieser Art haben natürlich zur Folge, daß die Homosexuellen nicht einmal mehr lernen, ihr sexuelles Interesse einander so lange aufrechtzuerhalten, daß es wenigstens bis nach Hause reicht. Aber wahrscheinlich hat der backroom mit sexuellen Interessen gar nicht so viel zu tun.“<sup>107</sup> Die letzte Bemerkung war ein Hinweis auf seine psychologische Erklärung des angeblich häufigen Partnerwechsels unter schwulen Männern, die er auch explizit ansprach, dass nämlich „in den flüchtigen sexuellen Kontakten sehr häufig nicht Triebbefriedigung gesucht wird, sondern eine Wiederherstellung des narzißtischen Gleichgewichts“. Dannecker ging sogar so weit, bei einer Minderheit von ca. 15% der Homosexuellen Promiskuität als „süchtiges Sexualverhalten“ zu diagnostizieren.<sup>108</sup> Danneckers Position war somit durch ein Spannungsverhältnis charakterisiert: Während er einerseits die „lustvolle“ Seite der bisher gelebten Promiskuität verteidigte und verhindern wollte, dass diese abgewertet oder verleugnet würde, vertrat er andererseits eine sexualwissenschaftliche Theorie, die diese Promiskuität in vielen Fällen als Resultat narzisstischer Grundkonflikte interpretierte.

Gerade weil er die Ursachen der Promiskuität in tieferen psychologischen Zusammenhängen sah, kritisierte Dannecker die Safer-Sex-Kampagnen als zu oberflächlich. Praunheims ironische Reaktion auf Danneckers Aufforderung, man müsse „tiefer gehen“, war: „Wie viel Zeit hast du dafür?“ Denn Praunheim war überzeugt, dass es absolut dringlich war, das Sexualverhalten schwuler Männer zu verändern, um dem Virus Einhalt zu gebieten.<sup>109</sup>

Der Dialog der beiden über Safer Sex wurde durch die Tatsache erschwert, dass sie den Inhalt von Safer-Sex-Kampagnen unterschiedlich

---

<sup>105</sup> Praunheim/Dannecker 1987, S. 87, 85-86.

<sup>106</sup> Praunheim/Dannecker 1987, S. 101.

<sup>107</sup> Praunheim/Dannecker 1987, S. 92.

<sup>108</sup> Praunheim/Dannecker 1987, S. 94, 96.

<sup>109</sup> Praunheim/Dannecker 1987, S. 86, 97.

wahrnahmen. Während Dannecker die Safer-Sex-Kampagnen als Vehikel einer neokonservativen Sexualmoral sah, betonte Praunheim im Streitgespräch (im Gegensatz zu seinem *Spiegel*-Artikel), dass sein Verständnis von Safer Sex als konkrete sexuelle Verhaltensregeln, wie zum Beispiel die Benutzung von Kondomen, durchaus kompatibel mit Promiskuität war.<sup>110</sup> Aber Praunheims Versicherung, dass „Promiskuität erhalten bleiben“ müsse, griff letztlich zu kurz, denn Praunheim vertrat weiterhin dieselbe Subkulturkritik, die die beiden im „Schwulenfilm“ von 1971 artikuliert hatten: „Wir sind doch schon vor 15 Jahren mit unserem Film mißverstanden worden. Die schwule Emanzipation ist als reine Fickkiste verstanden worden. Es ging nur um den großen Lustgewinn. Und jetzt bei Aids geht es nicht darum, tief übers Leben nachzudenken, es geht darum, diese Sexualität zu behalten. [...] Und das können wir nicht abstellen über das Bewußtsein von Trauer und Theorieseminare, da brauchen wir Praxis.“<sup>111</sup>

Diese Passage deutet auf Ambivalenzen in den Positionen beider Gesprächspartner hin. Während Praunheims *Spiegel*-Artikel den Eindruck erweckt hatte, dass er die provokante Subkulturkritik des Films von 1971 in der Aids-Krise fortsetzen wollte und diese Krise als Chance sah, den Umgang schwuler Männer miteinander zu verändern, zeigt diese Passage des Streitgesprächs einen eher resignierten Praunheim, der lediglich Safer Sex als lebensschützende Verhaltensregeln einforderte, ohne tiefere Veränderungen im Leben schwuler Männer herbeiführen zu wollen. Analoge Ambivalenzen gab es auch bei Dannecker. Denn einerseits schien Dannecker die Tendenz zu einer repressiven Sexualmoral in der Aids-Krise als so bedrohlich anzusehen, dass er es für verfehlt hielt, die Subkulturkritik der 1970er Jahre fortzusetzen. Andererseits kann man Danneckers Aufforderung, man müsse „tiefer gehen“, um das Sexualverhalten schwuler Männer zu verändern, auch als Fortsetzung der emanzipatorischen Agenda von 1971 deuten, das Leben homosexueller Männer tiefgreifend zu verändern.

Sowohl Praunheim als auch Dannecker spielten prominente Rollen im weiteren Verlauf der Aids-Krise. Als Dannecker 1986/87 begann, im Auftrag des Bundesgesundheitsministeriums eine empirische Studie zum Sexualverhalten homosexueller Männer in der Aids-Krise durchzuführen, fand er sich im Mai 1987 als Adressat eines „offenen Briefes“ in der Zeitschrift *Konkret* wieder, in dem der Sexualwissenschaftler Günter Amendt zum Boykott der Umfrage aufrief. Amendt warf Dannecker vor, „im

---

<sup>110</sup> Praunheim/Dannecker 1987, S. 88.

<sup>111</sup> Praunheim/Dannecker 1987, S. 97.

Auftrag einer konservativ-reaktionären Regierung eine strafrechtlich verfolgte Minderheit nach dem privatesten und intimsten auszufragen [und das] in einer Zeit, wo [...] Repressionsmaßnahmen gegen Angehörige dieser Minderheit [...] bereits ergriffen“ würden.<sup>112</sup> Im September 1987 schloss sich der ein Jahr zuvor in Köln gegründete Bundesverband Homosexualität (BVH) diesem Boykottaufruf offiziell an, zog ihn aber nach einer Mitgliederversammlung im folgenden Monat wieder zurück.<sup>113</sup> Die Boykottaufrufe blieben indes folgenlos, da die Datenerhebung zu dem Zeitpunkt bereits weitestgehend abgeschlossen war. Auf der Grundlage der Umfrage verfasste Dannecker seine zweite große empirische Studie, die 1990 unter dem Titel *Homosexuelle Männer und Aids* veröffentlicht wurde.<sup>114</sup>

Praunheim widmete sich der Aids-Epidemie in Form von Filmproduktionen und zeitweiligem aktivistischem Engagement. Neben der Gründung einer Positivengruppe und der Organisation einer Aids-Benefizgala im West-Berliner Tempodrom drehte er 1985 den Film *Ein Virus kennt keine Moral*, eine schwarze Komödie über die Aids-Debatte in der Schwulenszene. Anknüpfend an Reisen in die USA produzierte er zwischen 1987 und 1989 eine Dokumentarfilm-Trilogie über Aids, die auf der Berlinale 1990 Premiere feierte. Die ersten beiden Filme dieser Trilogie befassen sich mit der Aids-Protestbewegung und der aidspolitisch aktiven Kunstszene in New York City, der dritte – *Feuer unterm Arsch* – mit der sich formierenden Aids-Bewegung in West-Berlin.<sup>115</sup> Während der Berlin-Film einerseits schwule Aktivisten vorstellte, die sich in der Aids-Krise engagierten, übte er andererseits massive Kritik an den deutschen Aidshilfen und der schwulen Subkultur, deren Sexualverhalten Praunheim als „Massenselbstmord der Schwulen“ bezeichnete. Die Aufführung der Filmtrilogie, verbunden mit einem weiteren provokanten Praunheim-Artikel im *Spiegel* im Mai 1990, führte denn auch zu einer weiteren öffentlichen Kontroverse. Die Deutsche Aids-Hilfe (DAH) verteilte ein Flugblatt gegen

---

<sup>112</sup> Amendt, Günter: Lieber Martin Dannecker [offener Brief], in: Konkret, Nr. 5 (Mai 1987), S. 44-46.

<sup>113</sup> Haus-Rybicki 2021, S. 293.

<sup>114</sup> Tümmers 2017, S. 208-212.

<sup>115</sup> Praunheim, Rosa von: AIDS-Trilogie. 1. Positiv, BR Deutschland: Rosa von Praunheim / WDR 1990. Praunheim, Rosa von: AIDS-Trilogie. 2. Schweigen = Tod, BR Deutschland: Rosa von Praunheim / SDR 1989. Praunheim, Rosa von: AIDS-Trilogie. 3. Feuer unterm Arsch, BR Deutschland: Rosa von Praunheim / WDR 1990.

den Film, und in der *taz* rief DAH-Vorstandsmitglied Hans-Peter Hauschild dazu auf, Praunheim seinen Ehrentitel „Rosa von Praunheim“ abzuerkennen und ihn in Zukunft nur noch bei seinem Geburtsnamen, Holger Mischwitzky, zu nennen.<sup>116</sup>

### Fazit

Warum nahmen Praunheim und Dannecker, die einstigen Weggefährten der frühen Schwulenbewegung, zu Beginn der Aids-Krise so unterschiedliche Positionen ein? Zuerst ist festzuhalten, dass beide von der Entwicklung der schwulen Subkultur enttäuscht waren. Aber sie waren Mitte der 1980er Jahre zu unterschiedlichen Erklärungen dieser Entwicklung und zu unterschiedlichen Lösungsansätzen gelangt. Die Expansion von Saunen und Darkrooms im Laufe der 1970er Jahre sowie seine eigenen sexualwissenschaftlichen Arbeiten hatten Dannecker überzeugt, dass ein signifikanter Teil schwuler Promiskuität nicht primär soziologisch (als Resultat gesellschaftlicher Unterdrückung), sondern psychologisch (als Symptom eines narzisstischen Grundkonflikts) zu erklären sei. Wenn Schwule von promisker Sexualität, die Dannecker durchaus kritisch sah, abrücken sollten, müsste dies demnach durch psychologische Beratung und Therapie geschehen. Im Gegensatz dazu war Praunheim weiterhin dem voluntaristischen Gedanken verhaftet, dass schwule Männer ihre sexuellen Umgangsformen durch kollektives emanzipatorisches Handeln verändern könnten. Der gravierendste Meinungsunterschied zwischen den beiden bestand darin, dass Praunheim dazu neigte, Aids als eine Chance zu sehen, positive Veränderungen im Umgang schwuler Männer miteinander (dieselben, die er Anfang der 1970er Jahre eingefordert hatte) herbeizuführen, während Dannecker auf das „schreckliche Gerede“ von Aids als „Chance“ allergisch reagierte.<sup>117</sup>

Diese Meinungsverschiedenheiten beruhten zu einem nicht geringen Teil auf unterschiedlichen Einschätzungen der epidemiologischen und vor

---

<sup>116</sup> Praunheim, Rosa von: Bumsen unterm Safer-Sex-Plakat. Rosa von Praunheim über Aids, einen (fast) verlorenen Kampf, in: *Der Spiegel*, Nr. 20, 14.5.1990, S. 244-246. Kraushaar, Elmar: Leuchtschrift im Darkroom: Rosa von Praunheims Aids-Trilogie geht ab heute auf Tour, in: *taz*, 17.5.1990. Hauschild, Hans-Peter / Kriener, Manfred: Dieser Mann ist gefährlich [Interview mit Hans-Peter Hauschild], in: *taz*, 26.5.1990; Lucas, Klaus: Vom Mythos zum Morbus Praunheim, in: Magnus. *Das schwule Magazin* 2 (1990), Heft 7, S. 25.

<sup>117</sup> Praunheim/Dannecker 1987, S. 101.

allem auch der politischen Situation.<sup>118</sup> Wie viele schwule Aktivisten, war Dannecker Mitte der 1980er Jahre extrem besorgt, dass reaktionäre Kräfte die Tatsache, dass homosexuelle Männer in der Aids-Epidemie die größte Risikogruppe darstellten, als willkommene Gelegenheit benutzen würden, um staatliche Repressionen gegen Homosexuelle einzuführen, weshalb er den Moment für denkbar ungünstig hielt, öffentlich Kritik an der schwulen Subkultur zu üben. Dieses Bedrohungsszenario war nicht aus der Luft gegriffen, denn drei Entwicklungen trafen zusammen: erstens, das Ende der sozialliberalen Koalition, die Wahl Helmut Kohls zum Bundeskanzler 1982 und die sogenannte „geistig-moralische Wende“, die in der schwulen Community als politische Gefahr wahrgenommen wurde; zweitens, eine Presseberichterstattung über Aids, die – zumindest in einigen einflussreichen Publikationen – schwulenfeindliche Stereotype verbreitete, Angst schürte und so den Boden für autoritäre staatliche Reaktionen vorbereitete; drittens schließlich gab es ab Herbst 1984 Anzeichen dafür, dass das Bundesgesundheitsministerium restriktive seuchenpolizeiliche Maßnahmen ins Auge fasste. Erst mit dem Amtsantritt Rita Süßmuths im Herbst 1985 schwenkte das Ministerium endgültig auf einen liberalen, präventionspolitischen Kurs ein, was aber während des Praunheim-Dannecker-Streits 1984/85 noch nicht absehbar war.

Während Danneckers Position maßgeblich durch seine negative Prognose der politischen Entwicklung in der Bundesrepublik beeinflusst war, war Praunheims Einstellung zur Aids-Krise stark durch seine Amerika-Erfahrungen geprägt. Durch die mehrjährigen Arbeiten an seinem Dokumentarfilm zur amerikanischen Schwulenbewegung (1979) war Praunheim relativ gut mit dem schwulen Leben in New York, San Francisco und Los Angeles vertraut. Anfang der 1980er hatte er in New York den Beginn der Aids-Krise, die Eskalation der Infektionszahlen, die Mobilisierung der *gay community* und den Beginn der Safer-Sex-Kampagnen erlebt. Deshalb war ihm das Ausmaß der Bedrohung durch Aids bewusster als anderen, die die amerikanischen Verhältnisse nicht kannten; und er hatte in New York die erfolgreiche Selbstmobilisierung eines Teils der schwulen Community miterlebt.

Danneckers Positionen waren 1984 bis 1986 sicherlich eher mehrheitsfähig als diejenigen Praunheims. Danneckers große Besorgnis bezüglich staatlicher Repressionen war in der schwulen Community weit verbreitet

---

<sup>118</sup> Zum Kontext der Aids-Krise: Reichert 2018. Tümmers 2017. Beljan 2014, S. 173-231. Haus-Rybicki 2021.

und seine Verteidigung der Subkultur wurde insbesondere von vielen Aktivisten der Schwulenbewegung geteilt; wie schon erwähnt, war die Subkulturkritik in der Schwulenbewegung schon im Laufe der 1970er Jahre abgeebbt. Praunheim hingegen repräsentierte eine Außenseiterposition. Dennoch war er nicht der Einzige, der die Aids-Krise als Chance sah, die Subkulturkritik der Schwulenbewegung der frühen 1970er Jahre wiederzubeleben. Der schwule Aktivist Matthias Frings hatte im Oktober 1983, ein Jahr vor Praunheims Artikel im *Spiegel*, ganz ähnlich wie Praunheim argumentiert: „Die seit Jahren anstehende Diskussion darüber, ob der besonders in den Metropolen grassierende Run nach möglichst vielen Sexualkontakten nicht fast Suchtcharakter angenommen hat und persönliche Glücksmöglichkeiten eher einschränkt als erweitert, wird vermieden. [...] Beschämend eigentlich, daß erst eine tödliche Krankheit auftauchen muß, sich den überfälligen Fragen zu stellen.“<sup>119</sup> Aber Frings hatte diesen Aufsatz in der schwulen Bewegungs-Zeitschrift *Rosa Flieder* und nicht im *Spiegel* veröffentlicht; und nach Praunheims Artikel im *Spiegel*, etwas mehr als ein Jahr später, im Dezember 1984, publizierte er einen viel beachteten Artikel im Berliner Stadtmagazin *tip*, in dem er eine völlig andere Einstellung vertrat: Er werde trotz Aids „leben und lieben wie bisher“.<sup>120</sup>

Wenn man den Blick allerdings auf die weiteren Entwicklungen im Laufe der 1980er Jahre richtet, stellt sich die Frage nach der Repräsentativität der beiden Positionen anders dar. Die Entscheidung des Bundesgesundheitsministeriums unter Rita Süßmuth, von einer Anwendung des Bundesseuchengesetzes abzusehen und stattdessen eine Präventionspolitik in Kooperation mit den von Schwulen organisierten Aidshilfen zu verfolgen, ließ das von Dannecker beschworene Bedrohungsszenario verschwinden und machte die von Praunheim geforderten Safer-Sex-Kampagnen zu einem der wichtigsten Mittel der Aids-Präventionspolitik.

Was kann der vorliegende Aufsatz zur Erklärung des von Sebastian Haunss als „Treppenwitz der Schwulenbewegung“ charakterisierten Paradoxons beitragen, dass es „Mitte der 1980er Jahre gerade die Bewegungsaktivisten waren, die am stärksten an der Möglichkeit einer uneingeschränkten, promisken Sexualität [...] festhielten, wo doch in den 1970er

---

<sup>119</sup> Frings, Matthias: Die Moral und der Tod, in: *Rosa Flieder*, Nr. 32 (Oktober 1983), S. 9.

<sup>120</sup> Frings, Matthias: Kein Mann zum Heiraten, in: *tip*, 13.12.1984, S. 31, zitiert nach: Haus-Rybicki 2021, S. 98.

Jahren die scharfe Kritik an der [...] schwulen Subkultur ein zentraler Gründungsimpuls der zweiten Schwulenbewegung war“<sup>121</sup> Das scheinbare Paradoxon kann zum Teil dadurch erklärt werden, dass das Verhältnis der Schwulenbewegung zur Subkultur bereits in den 1970er Jahren begonnen hatte, sich zu wandeln. Die Expansion gerade der Bereiche der Subkultur, die flüchtige sexuelle Begegnungen ermöglichten, hatte gezeigt, dass die Subkulturkritik der Schwulenbewegung erfolglos geblieben war. Dementsprechend spielte die Subkulturkritik in der Bewegung im Laufe der 1970er Jahre eine immer geringere Rolle. Außerdem gingen einige Aktivisten, wie der Hamburger Corny Littmann oder der Bielefelder Marc Wiltzius, sogar in die Offensive und kritisierten die Subkulturkritik der Bewegung als sexualfeindlich. Letztlich ist Dannecker selbst das prominenteste Beispiel der von Haunss benannten Spannung und Wandlung im Verhältnis der Schwulenbewegung zur Subkultur. Praunheims Interventionen hingegen zeigen, dass es auch zu Beginn der Aids-Krise eine Minderheit von Bewegungsaktivisten gab (auch Frings zählte anfangs dazu), die die Subkulturkritik der Schwulenbewegung weiterverfolgten.

Die Tatsache, dass Aktivisten wie Littmann oder Wiltzius die Subkulturkritik der Schwulenbewegung als sexualfeindlich angriffen, könnte als Beleg für Craig Griffiths' These gelesen werden, dass die Antipathie der Schwulenbewegung gegenüber der Subkultur ein Zeichen für schwule Schamgefühle („gay shame“) gewesen sei, die eine bisher übersehene Kontinuitätslinie zu den Homophilenverbänden der 1950er und 1960er Jahre darstellen.<sup>122</sup> Selbstverständlich kann nicht ausgeschlossen werden, dass Aktivisten der Schwulenbewegung der 1970er Jahre solche Scham- oder Minderwertigkeitsgefühle hatten. Meine Analyse der Subkulturkritik der Schwulenbewegung sollte aber gezeigt haben, dass die Argumente, mit denen die Aktivisten die in Teilen der Subkultur praktizierte promiske Sexualität kritisierten, sich grundsätzlich von denen der Homophilenverbände der 1950er und 1960er Jahre unterschieden. Indem die Homophilen Promiskuität bewusst als „abnormes“, nur auf bestimmte homosexuelle Männer zutreffendes Verhalten abwerteten, konnten sie ihr Argument stärken, dass Homosexuelle grundsätzlich leicht in die bürgerliche Sexualmoral integriert werden könnten. Im Gegensatz dazu beruhte die Subkulturkritik der Schwulenbewegung der 1970er Jahre auf grundsätzlich

---

<sup>121</sup> Haunss 2012, S. 209.

<sup>122</sup> Griffiths, Craig: Sex, Shame and West German Gay Liberation, in: German History 34 (2016), Heft 3, S. 445-467, S. 466. Griffiths 2021, S. 165.



anderen Argumenten: einerseits auf der politischen Kritik, dass die primär auf sexuelle Befriedigung ausgerichtete Subkultur der politischen Mobilisierung der Schwulen und damit ihrer politischen Emanzipation im Wege stehe; und andererseits auf der sexuellemanzipatorischen Kritik, dass die sexuellen Umgangsformen der Subkultur – die mit Stichworten wie Promiskuität, Konkurrenz, Fleischmarkt, Jugendkult, verkümmerte Liebesfähigkeit beschrieben wurden – eine wirkliche „sexuelle Befreiung“ der Schwulen verhinderten. Darüber, wie diese sexuelle Befreiung genau aussehen sollte, wurde kontrovers diskutiert. Die Ansichten waren vielfältig und vieles blieb offen; aber es war klar, dass „sexuelle Befreiung“ nichts mit Monogamie oder bürgerlicher Sexualmoral zu tun hatte. Anders als die Homophilenverbände betonte die Schwulenbewegung immer das „Anderssein“ der Schwulen.

Anstatt die Subkulturkritik der Schwulenbewegung vornehmlich auf Schamgefühle bezüglich schwuler Sexualität zurückzuführen scheint es mir für ein historisches Verständnis der Schwulenbewegung produktiver, die durchaus spannenden Debatten der Schwulenbewegung darüber, was mit der politischen „Emanzipation“ schwuler Männer und mit ihrer „sexuellen Befreiung“ gemeint sein sollte, zu analysieren und die große Meinungsvielfalt in diesen Debatten abzubilden, ohne sie vorschnell auf einen Konflikt zwischen „Radikalen“ und „Integrationisten“ zu reduzieren. Was gerade an der westdeutschen Schwulenbewegung der 1970er Jahre so interessant ist – und sie von den *gay liberation movements* der meisten anderen Länder unterscheidet –, ist, dass die Kritik an der schwulen Subkultur in der westdeutschen Schwulenbewegung von Anfang an eine wichtige Rolle spielte. Während die amerikanische *gay liberation*-Bewegung, zum Beispiel, die angestrebte *liberation* fast ausschließlich als Befreiung von staatlicher Unterdrückung definierte, hatte die sexuelle Befreiung schwuler Männer für die westdeutsche Schwulenbewegung immer eine doppelte Stoßrichtung: Es sollte eine Befreiung nicht nur aus den Zwängen der heteronormativen Gesellschaft, sondern auch aus den Zwängen der schwulen Subkultur sein.